



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An den Externsteinen

Maß, Konrad

Detmold, 1920

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24014)

Hermannsbücher · Band 1

Konrad Maß

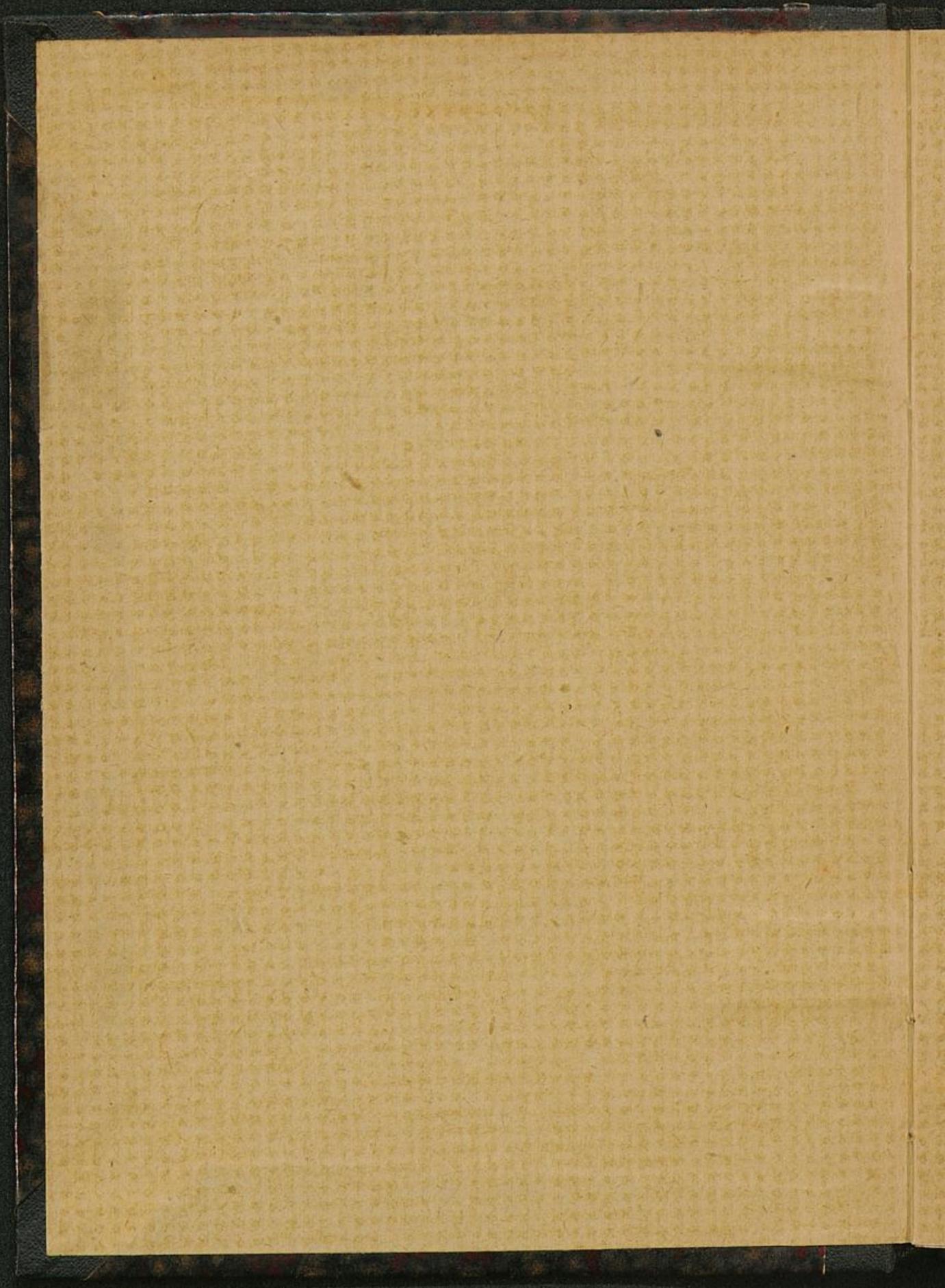
An den Externsteinen

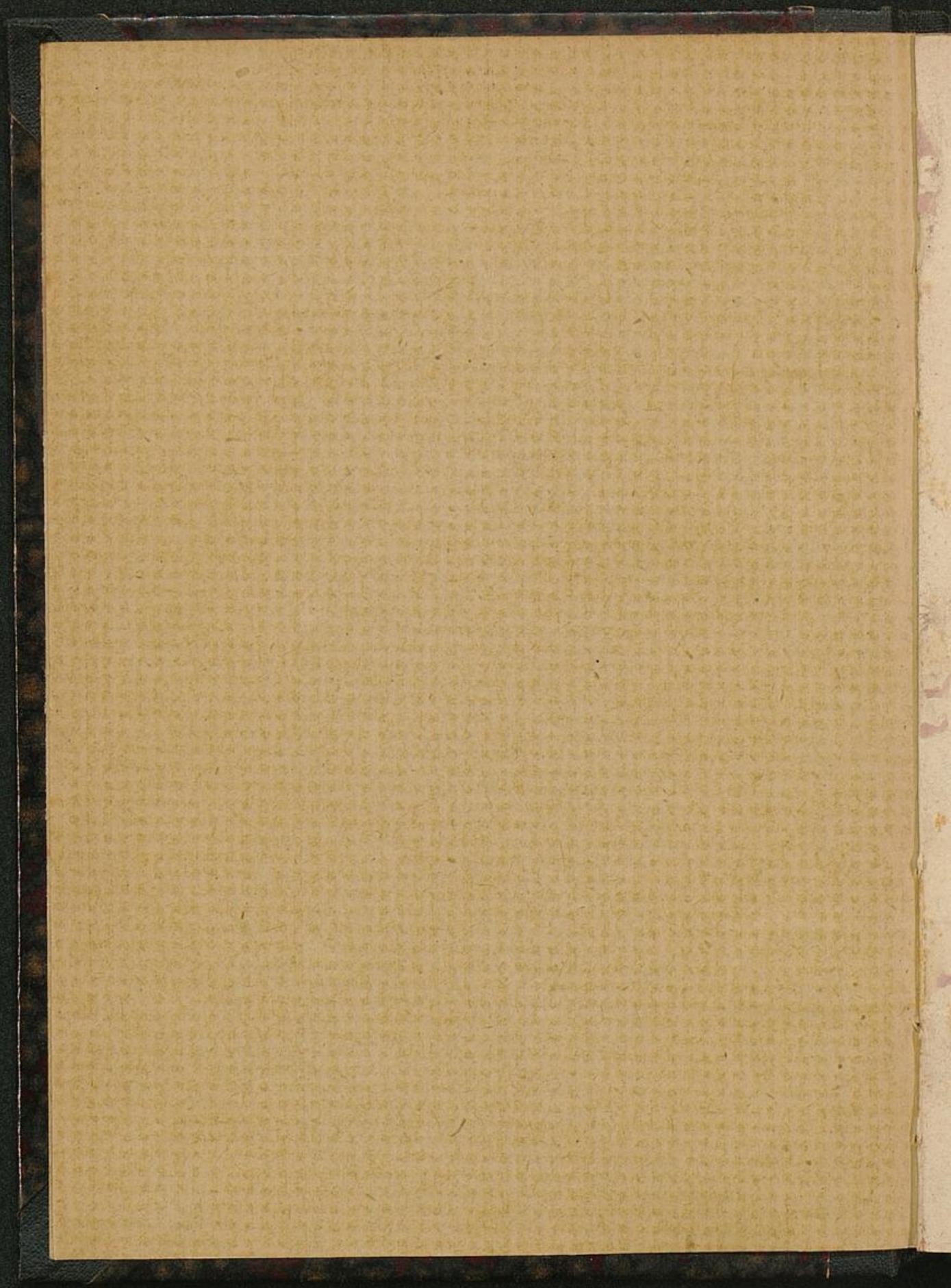
Roman aus der deutschen Vergangenheit



Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold 1920.

R
95





Konrad Maß

An den Externsteinen

Roman aus der deutschen Vergangenheit



Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold 1920.



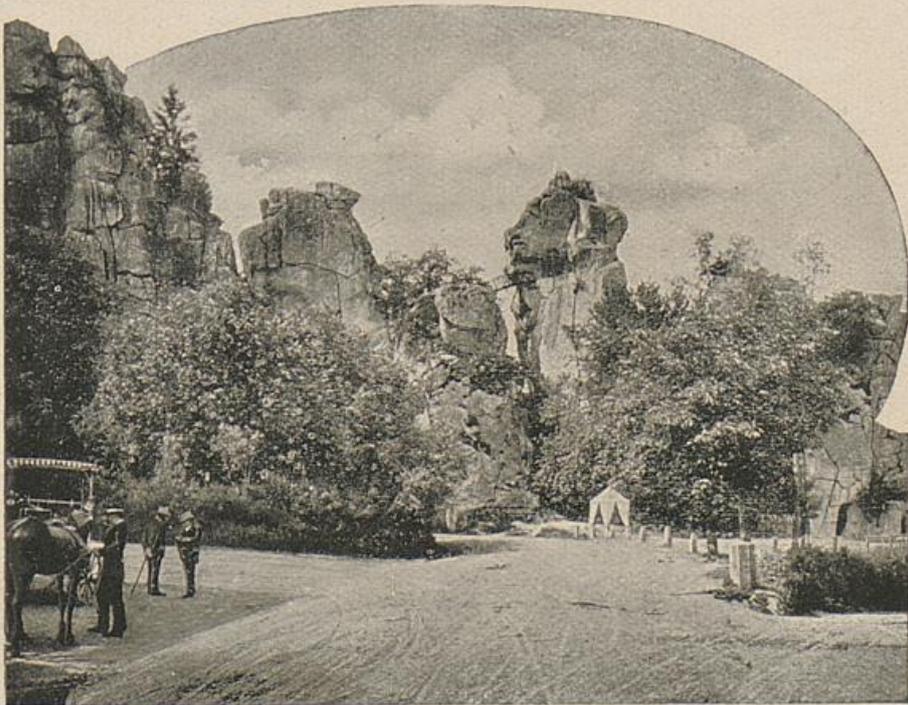
03
SR
3595

13/7282

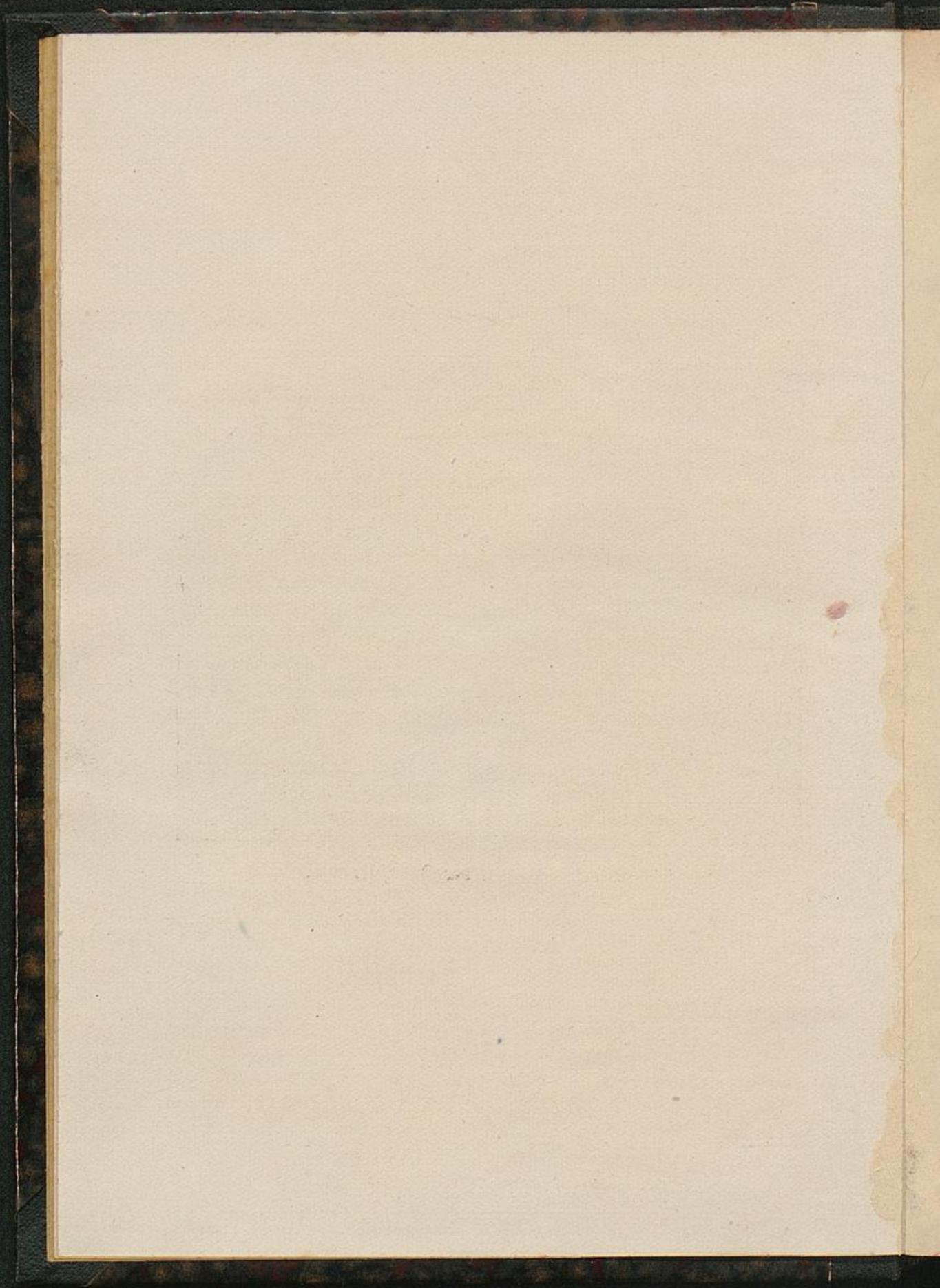
CQWM

Seiner Durchlaucht
dem Fürsten Leopold zur Gippe
ehrerbietigt zu eigen.

Das alte Deutschland ist untergegangen. Um
all das Hohe und Herrliche, das wir ihm danken,
mit in die neue Zeit übernehmen zu können, müssen
wir uns in seine Geschichte versenken und den
Schatz, den sie bietet, im tiefen Herzen bewahren;
dann wird es dereinst aufs neue erstehen.



Die Externsteine von der Landseite aus.



Erster Teil.

1. Kapitel.

Am 1096.

Hei, das war ein Ritt, wie die drei im Frühlingssonnenschein über die Heide jagten, daß Kies und Sand und Funken unter den Hufen der Rosse nur so stoben! Hingst, der Falbe, wußte es wohl, daß er den jungen Herrn vom Teuthofe trug, Manfred, Ortwins Sohn, dessen gelbe Locken im Winde wehten, in die die Mutter daheim mit Sorgfalt strahlend bunte Bänder geflochten; mit kurzem, grauem Mantel war er angetan, die brauen Beinkleider steckten in roten Strümpfen, und auch das Band des Strohhutes, den er nach altsächsischer Art trug, flatterte rot im Winde.

Neben ihm jagte der Rappe Horfa, wie von der Windsbraut vorwärts getrieben. Auf ihm ein schlanker, kräftig gebauter Mann, ein paar Jahre älter als jener, auch bäurisch gekleidet, in grünem Wams. Und nur wenig hinter diesen beiden zurückbleibend, flog Adler, der Grauschimmel, dahin, dessen wogender Schweiß die Erde berührt hätte, wenn sein Reiter ihn nicht in einen starken, mit gelbrotem Bande verzierten Knoten geschlungen hätte. Der bärtige Mann, den er trug, leicht schon ergrauend an Haupthaar und Bart, war Irmfried, der Altknecht des Teuthofbauern, der, wenn es Kraft und Mut zu zeigen galt, es noch fast mit den Jüngsten aufnahm.

Alle drei blickten sorglos in die Weite. An den jungen Birken hing das erste schimmernde Grün, in der Höhe trillerten die Lerchen, wenn sie sich nicht von dem zahlreich umherwirrenden Raubzeug verfolgt wähnten, ihr Lied. Ab und an wurde durch den Huftritt der Rosse ein Hase aus dem Lager gestoßen und flüchtete. Sonst war kein Leben in der Heide zu spüren.

„Manfred“, rief der Alte, „denke an des Vaters Mahnung, daß die Gäule nicht naß in den Stall kommen. Bei dem Eilflug währts nicht lange, bis wir am Ziele sind.“

„Kannst du nicht mit, Alter?“ spottete der Gefragte. „Also kürzer getreten, ihr Gäule! — Der Alte hat recht, die Sonne steht noch hoch am Himmel; erst zur Sonnenneige sind wir geladen.“

Die Reiter mächtigten die Gangart und ritten jetzt im Schritt nebeneinander her.

„Schön wars, einmal wieder zu fliegen“, sprach der Grüne. „Wer den Winter hindurch still zu Hause gehockt hat, dem treibt der Frühling den Saft in die Knochen.“

„Wenn noch Saft drin ist, wie bei Euch Jungen“, wandte Imfried ein. „Uns Alten ist die Ruhe am Ofen und auf der Metbank nicht verächtlich. — So stand die Sonne, Manfred, als du vor fünfundzwanzig Jahren die Wände beschriest. Es war ein Tag just wie der heutige.“

„Woher weißt du den Tag, Alter?“

„Weils der Tag war, wo der alte Dietmar, deiner Mutter Vater, zum Sterben kam. Deine Mutter war schon bei Jahren, wie du weißt, und hatte wohl nie mehr an Ehebett und Kindergeschrei gedacht, als dein Vater um sie freite. Als du nun in der Wiege strampeltest und schriest, da schienst du ihr wie ein Engelsbub. Und weil der Metzner gerade da war, um dem alten Dietmar die Sterbeglocke zu läuten, so himmelte er dich an mit seinem Glöckchen. Er wähnte wohl, dir eine himmlische Seele hinein zu himmeln, — bist aber doch kein Frommer geworden, und tags darauf mußte der Vater verreisen. Auf einem braunen Hengst ritt er, altsächsischer Schlag, selbst aufgezo-gen, mit dem Sachsenherzog“

„Davon hat der Vater mir oft gesprochen. Vielmals ist er als Lehnsman mit dem Sachsenherzog geritten, gegen den König Heinrich, als der sich die Burg zu Goslar gebaut hatte.“

„Ja! ich und dein Vater, Manfred, wir waren zwei Spießgesellen. Nicht viel hat's gefehlt, so hätten wir den König Heinrich selber gefangen gesetzt. Aber gegeben haben wir's ihm dennoch. Es geschah ihm schon recht, was sollte

das Burgenbauen im Lande? Die Sachsen sind allezeit freie Bauern gewesen."

"Und dann hat er Buße tun müssen . . . zu Canossa."

"Freilich, das war eine Schmach für den König, demütig vor dem Pfaffen zu knien."

"Eine Schmach wohl", warf Manfred ein, "aber nicht dumm. — Ein schlauer Streich, wie mir der Vater erzählte. Er hat sich dadurch die deutschen Kämpfe vom Halse geschafft, die ihn so arg bedrückten. — Wie lang ist's her?"

"Du warst fünf Jahre alt und sahest zum erstenmal allein im Sattel, als dein Vater wieder einritt."

"Daß dein Vater das duldete", bemerkte der Grüne.

"Er muß'ts wohl dulden", lachte der Alte "und sah's mit an. Ja, das war ein Spaß! Du warst dem Vater entgegen gegangen; dein Vater hatte dich vor sich aufs Pferd gesetzt. Auf dem Wege stieg er ab, um sich eine blühende Heckenrose zu pflücken und als Wappenzeichen an den Hut zu stecken. Da schnalzte du mit der Zunge, — der Gaul lief in vollen Sprüngen heim, und du wohlbehalten drauf, ihn mit den Schenkeln zähmend, wie ein Alter. Ja, das war ein Spaß!" Laut lachte der Alte, und dann ritten sie wieder schweigend nebeneinander her.

"Was mag denn heuer zur Beratung stehn auf dem Thing?" fragte Manfred nach einer Weile.

"Hab so was murmeln hören", versetzte der Grüne.

"Dem Kaiser solls wieder mal schlecht gehen. Aber seht einmal dorthin, wo der Staub aufwirbelt: das ist neuer Zugzug; das sind die Leute von Sternberg. Von Süden kommen sie, die Schlawen; sie haben das Gebirge umritten."

"Die dürfen uns nicht zuvorkommen bei ihrem weiten Weg. Wir vom Teuthof sind die ersten. Los, Alter, nochmal die Schenkel zusammen, eine kurze Strecke, huffa, voran!"

Und wieder flogen die drei wilden Reiter davon.

"Ja, sie finds, die von Sternberg, dort vorn der rote Diether auf dem Apfelschimmel; ich kenn' ihn von weitem."

Als sie in Hörweite kamen, grüßten sie einander mit frohem Zuruf und ritten, jetzt zu zehn Reifigen angewachsen, gemeinsam weiter; aber schon wieder gewahrten sie andere, von allen Seiten schwirrte es jetzt heran. Und nicht lange,

so sah man im Quellgebiet der Lippe in der Frühlings-
sonne bunte Banner aufblitzen und die weißgrauen Tuche
der Zelte, die dort das Heerlager bildeten. Bald erkannten
die spähenden Augen der Reiter auch das gelb-rote Banner
des Edlen Herrn zur Lippe, in dessen Mitte die weiße Rose,
das Wahrzeichen des Landes, prangte, zart wie keusche
Minne, dabei ernst und streng in ihrer Form. An tausenden
solcher Rosensträucher waren die Reiter vorüber geritten, an
Weg und Steg, an Hecke und Busch, an Hain und Halde,
auf Rain und Ried. Noch waren sie unscheinbar, da eben
erst die Blätter sich dem Grün erschlossen, — aber welche Lust
mußte es sein, wenn es hier an ein Blühen ging.

„Die von Schwalenberg sind schon dort, . . . und wir
wollten die ersten sein“, sprach der rote Diether ungeduldig
und mahnte zu schnellerem Ritt, und nicht lange, so bog der
Zug in die breite Straße des Lagers ein. Heilruf der
Männer erklang und Wiehern der Pferde; aber auch manch
neckendes Wort wurde gehört.

„Habt zu lange geschlafen, Ihr Herren dort“, höhnte
ein roter Westfale.

„Wer so nahe wohnt wie Ihr, der sollte die anderen nicht
schelten, die weiten Ritt nötig haben“, war die Antwort.

„. . . . und sollte den weit Entfernten nicht die
besten Lagerstätten und Grasplätze wegnehmen“, tadelte ein
anderer. „Auch unsere Rosse bedürfen der Weide.“

„Führt sie doch hin. Seid Ihr schon zehn Meilen
geritten, darf Euch die erste nicht leid sein.“

„Glaubt wohl, die ganze Tränke sei nur für Eure Rosse.
. . . . Hier einmal Platz gemacht!“ hörte man die Stimme
des Grünen.

„Erst laßt unsere Pferde verschmausen. . . . Wir
waren zuerst da.“

„Aber unsere Pferde hatten den schärferen Ritt.“

„So führt sie doch abseits zu den Wassern der Lippe.
Ich habe drin gebadet vorher, kalt wars, — — aber Wasser
führt sie genug für Euch alle.“

Endlich, als sich die Sonne eben zum Untergang rüstete,
und das scheue Rehwild aus den Wäldern zur Aesung in
die Lichtung trat, um vor dem ungewohnten Anblick schnell

wieder zu flüchten, war alles bereit; die Pferde waren gefüttert und getränkt, die Männer selbst hatten sich von dem beschwerlichen Ritte gereinigt. Alle lagen gut gelaunt vor ihren Zelten. Da trat Graf Otho von Schwalenberg heran, um den Männern seines Gaues den Willkommensgruß zu bieten. Als er derer vom Teuthose ansichtig wurde, grüßte er Manfred mit freundlichem Wort:

„Nuch du, Manfred? Bist du allein hier vom Teuthose? Was macht der Hof und wie stehts mit dem Vater?“

„Der Hof steht fest, Graf Otho, aber der Vater ist alt geworden. Er kann dies Jahr nicht reiten und schickt mich mit zwei Reifigen, ihn zu vertreten, einem jungen und einem alten. Der Vater leidet auch an der Wunde, die er sich beim letzten Zug an Eurer Seite geholt.“

„So nimm meinen Gruß für ihn mit heim und reite du an seiner Statt mir zur Seite als mein Weg- und Schildgenos.“

Er steckte dem jungen Bauern ein Tannenreis mit silberner Nadel, auf deren Buckel die wilde Rose als Wapen leuchtete, in das Knopfloch des Wamses, um ihn als zu seinem Gefolge gehörig zu kennzeichnen. Dem Jüngling stieg ob dieser Ehrenbezeugung, die meist nur Aelteren widerfuhr, das Blut jäh in die Wangen, sodaß das blonde Haar grell gegen die farbige Blut des Antlitzes abstach. Er hängte sein Schwertgehäk um und folgte dem Gebieter, die Obhut über seinen Hengst den Genossen übertragend. Eine Heckenrose war durch den Ruß der Sonne an geschützter Stelle vorzeitig erschlossen; er bückte sich, brach sie und steckte sie an den Hut.

So geschmückt trat er mit dem Grafen in das Herrenzelt ein, wo schon eine Anzahl Edler mit ihrer Gefolgschaft versammelt war. In der Mitte stand, blond und blauäugig wie sie alle, ein schlanker, hochgewachsener Mann mit kühnem Gesichtsausdruck und braunrotem Vollbart, den eben die ersten weißen Fäden leise durchzogen. Es war Herr Bernhard, Edler zur Lippe, einer uralten Dynastensippe entsprossen. Das Geschlecht war das angesehenste im Lande; führte es sich doch auf Haholt, den Zeitgenossen Kaiser Ottos des Großen zurück, der mit seinen Geschwistern

das Kloster Geseke zu Ehren der heiligen Jungfrau gestiftet hatte. Er führte die Rose im Schilde, und als er Manfred mit dem gleichen Zeichen geschmückt hereintreten sah, rief er ihm frohgemut zu:

„Sieh da, Graf Otho! Was bringt Ihr für einen Getreuen? Der trägt ja schon mein Wappen als Helmzier am Hute!“

„Des Bauern Ortwin Sohn Manfred, den ich an des Vaters Statt zu meinem Schildgenossen erkoren“, erwiderte der Graf. „Kein Pferd, das er nicht tummelt und im Waffenkampf, wenn er nach dem Vater schlägt, woran ich nicht zweifle, der Tüchtigste; dazu in mancherlei Künsten des Friedens wohl erfahren.“ —

Immer mehr füllte sich das Zelt mit neuen Ankömmlingen. Die Grafen, die zum Lehnsbann des Edlen Herrn zur Lippe gehörten, waren vollzählig beisammen; außer dem Schwalenberger noch die von Büren und Rütthen, die von Everstein und Ravensberg, und auch die geistlichen Herren waren vertreten aus den von Bernhard gegründeten oder sonst unter seiner Schutzherrschaft stehenden Stiften und Abteien. Der Abt Gumbert des zum Bistum Paderborn gehörigen Klosters St. Petri und Pauli zu Ubdinghof ließ es sich niemals nehmen, selber zu erscheinen; er war kein Mann der Feder. Besser als die Inful stand der Kriegshelm dem ergrauenden Haupt, und lieber als den Krummstab umfaßte seine Rechte den Schwertknauf. Jetzt hatte er den Wunsch, sich mit den weltlichen Herren gut zu stellen. Er war stets darauf bedacht, die weltliche Macht des Klosters zu heben, und manche Hufe Landes hatte er schon durch Kauf oder Erbgang dem Besitz des Klosters hinzugefügt.

Zu früher Stunde trennten sie sich heute und ein jeder ging in sein Zelt. Zu Tagesanbruch hatte der Edle sie alle zum Thing auf der weithin sich dehnenden Malstatt gefordert.

Als alle beisammen waren, erschien er selbst auf einem grauen Schimmel, von seinen Lehnsleuten umgeben, und ritt durch die Reihen der bewaffneten Boten, aus denen ihm manch wackerer Kampf- und Heilruf als Gruß entgegenscholl. Nach dem Amritt stieg er vom Pferde, trat in den

Kreis der Waffenfähigen, die sich zu einem Ringe um ihn zusammenschlossen, und mit weithin klingender Stimme gab er bekannt, wobei die geistlichen Herren in seiner unmittelbaren Nähe standen,

daß sich ein neuer Strom der Sehnsucht in alle christlichen Herzen ergossen habe, es seien Deutsche oder Welsche. Es gelte einem hohen Ziel, wie es bisher der gesamten Christenheit noch niemals gesteckt sei; das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen, die es in freblem Uebermut geraubt, zu entreißen. Wohl möchte noch ein Jahr oder länger vergehen, bis alles zu der Heerfahrt bereit sei, aber es gelte schwere Zeit und lange Trennung vom heimischen Herde. Darum sollten sie Haus und Hof wohl bestellen und alles zu der langen und beschwerlichen, aber Segen und Seligkeit verheißenden Reise rüsten.

Dann ergriff der Abt Gumbert das Wort:

Die christlichen Glaubensboten hätten, wie er in alten Aufzeichnungen gelesen, durch die Macht ihrer Worte und die Kraft ihrer Lehre das Christentum gebracht, bis Karl, der große Frankenkaiser, als Diener des Friedens gekommen sei und allen Unglauben und Widerstand, der sich noch im Lande gezeigt, mit kräftiger Faust getilgt habe. Sie sollten sich jetzt seiner würdig erweisen und, da das Christentum aufs neue bedroht sei, helfen; das fordere von seinen frommen Dienern und gläubigen Heerscharen der heilige Vater in Rom.

Manch froher Heilruf klang dazwischen, der weniger dem Ziel gelten mochte, das heilige Grab zu erobern, als vielmehr der Aussicht, sich an einem langdauernden Kriegszug fern der Heimat beteiligen und die im Winter steif gewordenen Knochen wieder gelenkig machen zu können. Treibt doch das Herz den Deutschen immer hinaus in die Ferne, in die er so gern sehnen den Auges blickt. Als aber der Abt des Kaisers Karl erwähnte, murrte doch manch einer; der Kaiser stand nicht in gutem Andenken im Sachsenlande. Mochte er immerhin das Christentum eingeführt und gefestigt haben, das galt ihnen, in denen noch der alte truzige Sachsensinn lebte, und die in den aufgezwungenen Priestern ihre geschworenen Feinde sahen, gar wenig. Noch webten

die alten Götter um die Türme und Mauern der Städte und Klöster, noch geisterten sie umher in den Wäldern und Hainen, in Wiese, Bruch und Moor, und insonders waren die Bauern zähe und tapfere Anhänger alter heimischer Sitte.

Als die Sonne hoch am Himmel stand, war die Mahlzeit zu Ende. Die Hauptschar blieb zurück, um nach deutscher Männer Art einen tapferen Trunk auf die Verhandlung zu setzen, und manch einer zeigte, daß er den Becher ebensowohl zu schwingen wußte wie draußen im Felde das Schwert.

Seine Lehnsvettern jedoch mit ihren Mannen lud Graf Bernhard altem Herkommen gemäß nach Lippisprunge ein, wo er sich, durch die moorige Quellgegend der Lippe geschützt, eine feste Burg erbaut hatte.

„Trunk und Spiel hält die Freundschaft besser zusammen als Rede und Mahnung“, wandte er sich an den ihm besonders vertrauten Schwalenberg.

Manfred ritt, zum ersten Male dieser Ehre gewürdigt, mit anderen Männern seines Stammes, und viel ging die Rede hin und her über die kleinen Dinge daheim und die großen der Welt.

„So wirds endlich einmal einen Zug in die Ferne geben. Mich gelüftets lange danach“, redete ein Schildgenosß ihn an.

„Das ist besser als Gras mähen und Ochsen füttern“, ergänzte ein anderer.

„Und gesunder als auf der Metbank liegen“, warf bissig mit einem Blick auf einen wohlbeleibten Kumpen ein Spottvogel dazwischen.

„Wohl“, erwiderte Manfred, „und kein ganzer Kerl wird daheim bleiben. Lieber freilich tät ichs zu Ehren eines schwertgewaltigen Herrn, als um das heilige Grab. Was kümmert mich das.“

„Pst! nicht hören lassen!“ flüsterte der erste, den Finger bedeutsam auf den Mund legend, „die geistlichen Herren haben scharfe Ohren. Auch bei dir weht, scheint's, kein christlicher Wind.“

„Näher stehen meinem Herzen Wotan und Thor; sie und ihr Wirken kann ich spüren; weiß, ob sie uns hold sind oder zürnen“

„ und was er vom Frankenkönig sagte, dem großen Karl, das schien Euch auch nicht zu gefallen“, forschte ein anderer weiter.

„Hab ich mich verraten?“ fragte Manfred.

„Nur durch ein grimmiges Gesicht, als hättet Ihr Spinnen gefressen“, erwiderte der Frager. Manfred lachte; dann aber fuhr er zürnend fort: „Karl, der fünftausend Sachsen hinschlachten ließ, um das freie Land seiner Macht und dem ihm ergebenen Christentum zu unterwerfen? Das war eine fluchwürdige That, und kein echter Sachse wird sie je vergessen. Mir hat der Vater oft davon berichtet. Ein Urahn von mir selber, ein freier, sächsischer Bauer, war unter den Opfern.“

„Hütet die Zunge, Jüngling. Es gibt auch Wölfe, die sich in Schafskleidern bergen.“

„Dem groben Wolf wollte ich wohl auf die Pranken klopfen und ihm das Fell über die Ohren streifen, daß er vergäße, wider mich die Zähne zu fletschen!“

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Quellsümpfe der Lippe, aus denen, von hohen Bäumen umschattet und von mächtigen Mauern geschützt, die Burg trutzig hervorsah. Durch ein weites Thor ritten sie in einen steingepflasterten Hof. Dort saßen sie ab; einige Brunnen mit frischem Quellwasser boten, von hohen Lindenbäumen überschattet, erfrischende Kühlung. Sie fütterten und tränkten die Pferde und reinigten sich selbst und ihre Waffen vom Staube des Weges.

Als sie dann auch ihre Rosse der treuen Obhut der Troßknechte übergeben hatten, traten sie zusammen und harrten, bis ein heller Posaunenklang sie in das Herrenhaus berief.

Mit Staunen trat Manfred in den in der Form einer alten germanischen Königshalle erbauten Saal. Hohe Säulen trugen das Dach, aus Stein geformt, und doch, als wäre der Schmuck mit dem Zimmermannsmesser geschnitten; eine

lebendige Erinnerung an die bodenständige Holzkunst der Germanen.

Rings um die getäfelten Wände liefen schön verzierte, dunkel gebeizte Bänke, in einzelne Sitze gesondert, deren Armlehnen zierlich verschlungene Fischleiber und Drachenschwänze zeigten. Und oben von der Decke herab hingen, Fackeln tragend, künstlich geschnitzte Wikingerschiffe mit windgeblähten Segeln. Durch die bunt bemalten Fenster fiel matt das Sonnenlicht.

Auf erhöhtem Sitz saß vor einem schweren Eichentisch der Herr zur Lippe in einem geschnitzten Armsessel, und um ihn herum die angesehensten Lehnsträger nach seiner Wahl, insonders die Grafen und die Herren geistlichen Standes.

Einige Stufen tiefer war eine Trinkbank für das Besolge eingerichtet, an der jeder nach Belieben Platz nahm. Fröhlich kreisten die Becher und Hörner, mit würzigem Met gefüllt, und launige Reden begleiteten den frohen Trunk. Doch legte die Mehrzahl der Zecher sich noch Schonung auf, um bei den auf das Gelage folgenden Kampfspiele frisch zu sein. Sonst fiel er wohl gar vom Pferde, machte ungeschickte Sprünge oder war zum Zuschauen verurteilt, wie es schon manchem ergangen, der mit großen Plänen genagt war; auf alle Fälle aber wurde er von seinen Genossen weidlich verhöhnt.

Da ergriff der Lehnsherr einen Humpen voll rheinischen Weines, den zwei Knaben ihm zutrug, und brachte ihn den Trunkgenossen dar auf einen glücklichen Verlauf des beschlossenen Kreuzzuges; jubelnd taten ihm alle Bescheid.

Jetzt öffnete sich eine Thür zur Seite und herein trat die hohe Gemahlin des Gastgebers, Gisela, Edle zur Lippe, und ihr zur Seite schritt eine Jüngere, die ein jeder nach Wuchs und Gesichtsschnitt leicht als die Tochter erkennen mochte. Beide waren in ein weißes, mit breiter Goldborte umsäumtes Gewand gehüllt, das die vollen Arme frei ließ. Die goldenen Armspangen waren mit Rubinen verziert, das Gewand hielt oben eine kunstreiche Nadel zusammen. Die Ältere, die mit ungezwungener Anmut dahin schritt, trug ein kostbares Diadem im dunklen Haar; das blonde Haupthaar der Jüngeren zierte ein rotgelbes Bandgeflecht, von zier-

lichen, spiralförmigen Nadeln zusammengehalten. Kunstförmigkeit und vornehme Schlichtheit reichten sich hier die Hand.

Mit allem Liebreiz holder Jugend ausgestattet, gewann Mechtild, die jugendliche Schöne, Manfreds leicht entzündliches Herz im Fluge. Nie glaubte er ein holderes Bild gesehen zu haben, sodaß er rings alles um sich her vergaß. Und etwas wie Eifersucht regte sich in ihm, als Graf Otho die Frauen mit besonderer Vertraulichkeit begrüßte, die die Schloßherrin mit freundlichem Lächeln, die Jungfrau mit unverkennbarer Zurückhaltung aufnahm. Den auf der oberen Bank Sitzenden gewährte die Frau freundlichen Handschlag und neigte sich dann sittig zu den Zechgenossen der unteren Bank.

Das Erscheinen der Frauen hatte dem Gelage ein Ziel gesetzt. Ritterliche Spiele aller Art folgten, Wettlauf zu Fuß und zu Roß, Scheibenschießen und Gerwurf, und eine Freude wars zu sehen, wie die Alten mit den Jungen wetteiferten und einander zu überbieten strebten. Fürwahr Kraft steckte in ihnen allen, und niemand konnte mit Fug sagen, ob die Edelleute oder die Männer bäuerlicher Herkunft des reichlich gespendeten Heilrufs würdig waren.

Den Schluß des Tages bildete eine Pirsch auf den Wisentstier. Gern hätte der Lehnsherr dem Schwalenberger Grafen den Ruhm gegönnt, das edle Wild zur Strecke zu bringen, und wies ihm einen Platz an, von wo er es wohl erspähen und erlegen mochte. Manfred aber war nicht gewillt, sich diese Gelegenheit entreißen zu lassen, die da zeigen konnte, daß er, des freien Bauern Sohn, es in allen Stücken mit dem Edlen aufnahm.

Und das Jagdglück war ihm hold.

Wohl raste ein Sturm, der ein Gewitter nach dem andern über den Himmel jagte; Blitz auf Blitz zuckte, Donner auf Donner krachte, und der Regen trieb dem Dahineilenden fast wagerecht ins Gesicht. Er aber grüßte das Wetter mit frohem Weidmannsheil; denn aus dem Uechzen und Stöhnen des Waldes klang der Ruf des göttlichen Jägers auf seinem achtfüßigen Schimmel entgegen, Hörnerklang und Peitschenknall stimmten ihn froh. Da: — täuschten ihn die Sinne? die Fährte des gesuchten Königs des Waldes blizte vor ihm

auf, er hielt inne im Lauf und lauschte . . .; doch er hörte kein Brechen des zertretenen Unterholzes, kein Stöhnen oder Fauchen des flüchtenden Tieres. Aber beim Weiterziehen, — Schritt vor Schritt ein gespanntes Ausschauen — da hebt sich aus dem Dunkel der Nacht etwas Gewaltiges, Graues vor ihm auf: ein schwarzer Klumpen ballt sich vor ihm zusammen, und der Mond, der flüchtig aus den zerrissenen Wolken hervorlugend das Bild beleuchtet, läßt ihn das gesuchte Edewild erkennen, wie es mit den gewaltigen Hörnern im Erdboden wühlend, fauchend dem Angreifer droht. Da schwang Manfred den Speer mit kräftigem Siegruf, . . . ein stöhnender Aufschrei des getroffenen Tieres, . . . hochauf spritzte das Blut aus dem schwer getroffenen Auge, . . . noch ein Stoß mit gewaltiger Kraft, . . . ein Stöhnen und ein dumpfer Fall; . . . noch ein Schlagen des mächtigen Schweifes wie mit einer Peitsche auf den Waldeboden, . . . ein Winseln und immer schwächeres Stöhnen, . . . dann war alles still. . . .

Siegtrunken setzte Manfred das Horn an die zitternden Lippen und weithin hallte das Halali durch das schaurige Dunkel des Waldes.

Nicht lange, da rauschte es in den Zweigen, und als wieder der Mond sein flutendes Silberlicht herniedergoß, sah der Jäger das bleiche, verzerrte Antlitz des Schwalenbergers zu seiner Seite.

„Berwegener,“ herrschte der ihn an, „glaube nicht, daß ich dir den Ruhm lasse. Mir gehört der Preis, ich schoß das Tier weidwund.“

„Und mein Speer hat ihn zu Tode gefällt,“ erwiderte Manfred mit zornfunkelnden Augen und stieß von neuem ins Horn, daß es weithin tönte.

„Manfred, wir waren gute Gesellen . . .“ begann bittend der Graf; „tritt mir das Recht ab, es soll dein Schade nicht sein.“

Dem anderen aber schwebte das holde Frauenantlitz vor Augen, das heute morgen mit liebreizendem Blick ihm entgegen gelacht, und hochfahrenden Tones erwiderte er:

„Ich bedarf Euerer Hilfe nicht. Bin noch immer ohne Eure Fürsprache durchs Leben gegangen.“

Und zum dritten Mal setzte er das Horn an den Mund und ließ den Totruf erklingen.

In diesem Augenblick kam der Lehnsherr mit seinem Gefolge durch das Dickicht. Pechfackeln leuchteten ihm den Weg.

„Wer ist der Glückliche? . . . Manfred, du? Dein Speer ist rot, wenn mich das Licht der Fackeln nicht trügt.“

„Mir war das Jagdglück hold, Edler Herr,“ antwortete er voller Stolz, während Graf Otho einen Fluch durch die Zähne knirschte.

Da schnitt der Lehnsherr einen frischen Eichenbruch vom Baume, tauchte ihn in die schweißende Wunde des königlichen Tieres und steckte den blutgeröteten Zweig an den Hut des glücklichen Jägers. Wohl hörte der Bauernsohn manch heimlich spöttische Rede, aber das kümmerte ihn nicht; wußte er doch, daß sie aus neidersüßtem Herzen kam, und wenn sie sich allzu laut hervorwagte, hielt er mit treffenden Antworten nicht zurück.

Manfred floh der Schlaf; zu groß war das Glück, den König des deutschen Waldes erlegt zu haben, und wenn eins seine Freude trüben konnte, so war es nur das, daß er zu sehen vermeinte, wie der Edle Herr zur Lippe seinen Gegner, den Grafen Otho, vor allen anderen Gästen ausgezeichnet hatte. Der Liebe Findigkeit ließ ihn ahnen, was da geplant war, und zu verwundern wars nicht, daß Otho seine Hand nach dem holden Jungfräulein ausstreckte, und daß der Vater dieser Verbindung freundlich entgegenschah. War doch der Schwalenberger als Graf über einen großen Gau gesetzt und reich mit Ländereien ausgestattet; dazu war er ein kühner und ritterlicher Mann.

Leider aber ging auch böse Rede über ihn. Ein schwarzäugiges Dirnlein, das ein welscher Händler dort zurückgelassen, so raunten die Leute sich zu, gehe nächstens bei ihm ein und aus, und rühme sich, der blonde Sproß, dem sie das Leben gegeben, sei Othos Sohn. Gern sprachen die Knechte und Mägde dergleichen nach, und auch Manfred wurde nicht müde, diesen Gerüchten zu lauschen. Der Burgherr aber wußte von diesem Gerede nichts. Er wurde unwillig,

wenn müßiges Geklatsch von Weiberzungen seinen Ohren nahe und hielt in Haus und Hof streng auf Zucht und Sitte.

So litt Manfred schwer; ritterlicher Sinn und edles Betragen standen ihm, dem Sproß eines der größten und ältesten Höfe im Lande, der mit manchem Ritterfiß wetteiferte, hoch im Werte, und mehr als es seinem Stande sonst eigen war, hatte die fromme Mutter, die einst eine Nonne gewesen, ihn dazu angeleitet. So spann er sich ganz in den Gedanken ein, Leiter und Retter der holdseligen Jungfrau zu werden, denn daß er es verhindern mußte, sie in die Hände eines Unwürdigen fallen zu lassen, das stand ihm sonnenklar vor der Seele.

2. Kapitel.

Die alten Götter.

Wochen waren verflossen. Das ganze Land prangte in sommerlichem Schmuck. Gelber Ginster und roter Porst blühte in der Heide, und im zitternden Sonnenglanze spielten buntschillernde Fliegen. Erst der Abend brachte erfrischende Kühle. Siegrid, der Hsegrim vom Wolfshag, wie das Volk ihn nannte, der wohl an die hundert Jahre zählte und dem ein ellenlanger Bart silbern auf die Brust hernieder floß, hatte seine Getreuen zum Sonnwendfest geladen. Er war der Sohn des Egbert, der, wie die Leute sich erzählten, ebenso wie sein Vater Willibald das Alter von hundert Jahren erreicht hatte, sodaß ihn nur wenige Geschlechterfolgen von dem Frankenkaiser Karl trennten, gegen den ihn wie seine Vorfahren, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, immer stärkerer Haß beseelte. Seinen siebenjährigen Sohn behandelte er gleich einem Knaben. Wohl war er alt und gebrechlich; die einst so sehnigen Arme waren well und schlaff geworden, aber wegen seines Alters und seiner Vorfahren war er hoch geachtet, nicht zuletzt wegen seines geheimen Wissens, das den Volksgenossen öfter Führer geworden war in schweren Zeiten.

Die Malsatt lag in der Wildnis des Osning, wo er seine Ausläufer nach Osten zu in die Ebene entsendet, in der in späteren Jahren Bernhard der Fünfte Burg und Herr-

schaft Horn erstehen ließ, eine Tagereise von den Quellen der Lippe entfernt und durch die Unwirtlichkeit der Gegend weit abgelegen von jedem Verkehr der Menschen. Die wilden Wasser, die vom Osning herniederfluten, haben dort in ständigem Zehren und Nagen das Felsgestein zerklüftet, sodas gewaltige zerrissene Felsböcker in die Luft emporstarren, und haben aus dem nachgiebigen Sandstein eine Höhle ausgespelt, wo noch heute die Stelle zu sehen ist, die einst in grauer Vorzeit Tagen den Opfern für die Göttin Ostara geweiht war. Diese zerklüfteten Felsmassen, den Erben des Edlen Erpho gehörig, heißen die Erternsteine, weil Tausende von Elstern (Aelstern) dort in der baumumkränzten Wildnis ihre Brutstätten hatten. Laut schnatternd und schrachelnd erheben sie sich, wenn ein Mensch sich in ihre Nähe verfliegen hat und umflattern ihn ängstlich und scheu mit widrigem Geschrei. Von der Höhe des kahlen Kammes schweift der Blick auf den Höchsten des Hochlandes, den Belmerstot, und nach Mitternacht zu auf die Höhen, die die Teutoburg überragen, an deren Fuß einst das Geschick des Varus und damit des gewaltigen Römerheeres an den germanischen Heldenscharen unter dem Cherusker Hermann zerbrach. Eine dunkle Sage erzählte davon; tausend oder mehr Jahre mochten seitdem verflossen sein.

Alljährlich pflegten an dieser uralten Opferstatt in nächtlicher Stille alle die sich zu versammeln, die noch an die alten Götter glaubten oder doch nicht ganz mit ihnen brechen wollten. Wohl war der christliche Glaube überall angenommen in deutschen Landen, . . . hatte doch Kaiser Karl jeden Widerstand, der sich etwa regte, mit Blut und Brand gebrochen. Aber aus den Herzen des Volkes, das ihn gehässig den Sachsenschlächter nannte, vermochte er nicht zu reißen, was die Jahrhunderte hindurch in ihnen gelebt und gewebt hatte. Und noch immer lebten in den Herzen die alten Götter. Wohl verehrte man den allmächtigen dreieinigen Gott und seinen Sohn, der sein Leben für die sündige Menschheit zur Rettung dahingegeben. Aber waren die alten Götter darum ganz entthront? Spürte man nicht ihr Wirken, wenn der Wind über die Heide segte? wenn Blitz und Donner die Menschheit erschreckte? Jagte nicht noch

heute in den heiligen zwölf Nächten Wotans wildes Heer durch die Lüfte? Fühlte nicht jeder Jüngling, jede Jungfrau das segenbringende Walten der Freia im eigenen Herzen? Sandten nicht Frau Holle und die glänzende Berchta noch heute ihren Getreuen reiche Gaben zu? Und war es nicht ein edlerer, schönerer Gedanke: auf weiter Flur mit Roß und Waffen bestattet, den müden Leib geborgen zu wissen, von den Stimmen der Natur umkost, während die Seele zu den Einheriern in die Walhalla einzieht, von den Walküren in seligem Auftritt geleitet und bewirtet, — als auf dem Siechbette den Strohtod zu leiden, von schwarzen Ruttenträgern zu Grabe geleitet und geläutet? Was hatte denn die neue Lehre Großes gebracht? Gewiß: der Opfertod Christi, den die Nonne Roswitha in ihrem Heliand so ergreifend besang, das war eine echt deutsche That, die von Todes- und Wahrheitsmut zeugte; — sonst aber lehrte die neue Kirche auch manches, was keinem der Altgläubigen einleuchten wollte. „So Dir jemand gibt einen Streich auf den rechten Backen, so biete ihm auch den linken dar.“ Das erschien ihnen als ein gegen Recht und Natur verstößendes Verlangen. Da hätte einmal einer kommen sollen und diesen leuchten wollte. „So dir jemand gibt einen Streich auf der Wange des Angreifers gefessen, aber nicht mit der Faust, sondern mit dem Schwerte, und je tiefer, um so besser. Und all die Sanftmut und Liebe, die die christliche Lehre forderte! Das war den alten hitzigen Weiß- und Rotköpfen zu schwächlich. Wo Liebe waltet, da habe auch der Haß seine Stätte, und wo der Haß schreit, da walte das Schwert! Das war echt deutschen Rechtes. Aber die neuen Herren im Lande, geistliche wie weltliche, verlangten, daß man den Worten der Kirche gehorchte und mit den alten Sitten brach, und wenn auch die Macht der Grafen nicht so weit reichte, die Zusammenkünfte der Altgläubigen zu verhindern, so sahen die Großen sie doch mit scheelen Augen, ja als eine Meintat an, die dem Einberufer und seinen Genossen Strafe an Haut und Haar bringen konnte. Deshalb spielten sie sich in aller Stille und Heimlichkeit ab.

An fünfzig Männer waren es, die sich zusammengeschart hatten, voran Sigrid der Isgrim, dann die anderen nach dem

Alter an ihn gereiht. Sie saßen auf steinernen Bänken im Kreise um eine Eiche, die seit uralten Zeiten dort grünte und noch heute als schwarzer, verbrannter Stumpf aus dem Moore herauschaut; ein letztes Ueberbleibsel und Wahrzeichen eines Jahrtausende alten Waldes, jetzt auf liebliche, von Fleiß und Wohlstand zeugende Täler, auf freundlich begrünte Berge und Hügel, auf prangende Wälder und duftige Wiesen herniederblickend.

Hinter den Männern war ein zweiter Ring durch die Frauen gebildet, — einige in der Tracht der neuen Zeit, in grauen, unscheinbaren Röcken, um die ein lockerer bunter Gürtel sich schlang; andere, namentlich die jungen, in der alten Feiertracht, dem weiten weißen Gewande, das die kräftigen Arme bis zur Achsel frei ließ. Eifrig bereiteten sie das Mahl und den Met und die Jüngeren waren fleißige Dienerinnen, Speise und Trank den Männern zu spenden. Die noch nicht mündige Jugend, die den Zug in Scharen begleitete, sammelte ein lustig grünender Wiesenplan zu fröhlicher Kurzweil.

In roter Blut neigte sich die Sonne dem Untergang zu. Ihre letzten Strahlen spielten flimmernd im purpurnen Heidekraut, das von einer festgewirkten Decke silberfarbener Gewebe übersponnen schien. War bisher noch manch scherzhafter Zuruf und munterer Ausbruch der Freude zu hören gewesen, namentlich unter der tatenfrohen Jugend: — sobald der Sonnenball mit dem unteren Saume die Erde zu berühren schien, schwieg alles ehrfurchtsvoll, und wie der Feuerball breiter und breiter wurde, einem mächtig glänzenden Ei vergleichbar, verstummte alles, sodaß das Krächzen und Schelten der Elstern von den nahen Steinwänden herübertönte, und das Ohr das leise Gesumm umhersurrender Bienen vernahm.

Nun scharten sich alle um den Alten, der dasaß, das edle, von mächtiger Haarflut umspinnene Haupt tief auf die Rechte gestützt. Jetzt erhob er das Haupt, trat auf einen Stab gestützt einige Schritte vor und spähte scharfen Auges in die feurige Blut. Als das letzte Fünkchen verglommen war und nun die Wölkchen leicht aufzuglühen begannen, als reisiger Nachtrupp der scheidenden Königin des Tages, da erhob sich einer Männer nach dem andern und nahm den

strobernen Hut mit dem bunten Bande vom Kopf. Und der Alte sprach:

„Vor einem Jahre rief ich Heil über Euch, Ihr deutschen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, und Heil ist Euch widerfahren: gute Ernte birgt die Scheuer, gesegnete Kriegsfahrt brachte Ehre und Beute. — Jetzt aber rufe ich ein dreifaches Wehe. Ich werde es nicht erleben, denn die Runen des Todes sind für mich geschnitten. Wotan gönnte auch mir das hohe Alter, das er schon meinem Vater und meinen Ahnen vergönnte; jetzt fahr' ich ein zu den Einheriern.“

Rufe des Bedauerns wurden laut, aber auch manches „Glück zur guten Fahrt“, „Heil dem Alten“, und er fuhr fort:

„Ich sehe es kommen mit vorausschauendem Geist. Fremde werden kommen und das Land dem Christengott unterwerfen. Unsere Götter werden zurückgestoßen werden, ihr Priestertum wird erlöschen. Ihr aber, Sachsenvolk, vergeßt sie nicht, — nein: lebt und kämpft für sie! Glaubt es mir, dem Alten: im Kerne ungebrochen ist die Kraft der alten Götter, und einst werden sie zurückkommen und den Thron, von dem die Menschheit sie gestoßen, zurückerobern. Und wehe dem, der dann nicht treu erfunden wird; niemals werden die Walküren ihn in die Gefilde der Freude führen, nie wird einer der hohen Aesen sich freundlich ihm nahen. Unstet und elend soll er umherirren in fremden Landen.“

Jetzt beginne das Fest. Eßt und trinkt, Männer und Weiber, und vergeßt nicht, den Aesen opfernd zu spenden. Ihr Knaben und Mädchen aber, freut Euch an Tanz und Spiel.“

Schnell wurden die Krüge und Methhörner gefüllt, und die Jugend trat auf dem Wiesenplatz zusammen.

Ein frohes Getümmel erhob sich; Knaben und Mägde sprangen im Kreise jubelnd umher; die Aelteren führten Reigentänze auf und warfen mit dem Ger nach einer aufgestellten Scheibe, übten sich im Wettlauf und kühnem Sprunge.

Auch Manfred war gekommen, und tat es, wie niemand es anders von ihm kannte, in allen ritterlichen Künsten seinen

Genossen zuvor. Mochte das schon den Neid manches jungen Burschen erregen, so mußte er heute noch andere Scherzworte mit in Kauf nehmen. Denn wenn sie auch die Ehre zu schätzen wußten, so war es den jungen Bauernsöhnen doch nicht lieb, zu hören, daß er vom Grafen Otho zum Schildgenossen erhoben und als solcher mit in das Hoflager des Edlen zur Lippe eingeritten war.

„Wundert mich, daß du so springen kannst,“ höhnte der eine nach einem wohl gelungenen Meistersprunge. „Ich glaubte, Ihr am Hofe rittet nur stolz zu Roß.“

„Nicht nur zu Roß . . .“ erwiderte Manfred, „auch Esel zu reiten scheu' ich mich nicht,“ und schwang sich von hinten rittlings auf des Ungreifers Rücken. So hatte er die Lacher auf seiner Seite.

„Manfred, wie tanzt es sich in der Kemenate beim Edelfräulein?“

„Seht her, ich will's Euch zeigen,“ und er sprang auf eine frische Bauerndirne los, die rotwangige Berchta vom Erlenhofe, stampfte mit dem Fuß vor ihr auf und klatschte in die Hände, . . . und ehe der Frager sichs versah, sprang sie mit dem wilden Jüngling im Reigen umher.

„Endlich hab' ich dich!“ rief er aus und preßte sie an sich.

„Tu nicht so vertraut,“ erwiderte sie schmollend.

„Aber Berchta . . . auch du?“

„Du bist anders geworden,“ flüsterte sie, ihn traurig anblickend; . . . „vor einem Jahre . . .“

„Was war vor einem Jahre?“ fragte er unwirsch.

„Da war ein junger Bauer hier, dessen Augen nicht weichen wollten von der rotzopfigen Berchta im roten Rock. Heute hat er kaum Augen für sie.“

„Liebste . . . mir geht viel durch den Sinn, . . . so manches liegt schwer auf meiner Seele.“

„Hast du ein anderes Lieb?“ fragte sie erschreckt. „Bei dir in der Heimat — oder gar eine Bornehme?“

„Nein, das habe ich nicht . . .“ erwiderte er kurz, aber sein Blick hielt dem ihrigen nicht stand.

„So wisse denn, daß ein anderer an mir Gefallen findet. Graf Otho stellt mir nach, wo er mich findet. Hält er mich für eine feile Dirne?“

„Graf Otho?“ fuhr Manfred auf.

„Vor kurzem war er auf Vaters Hofe, einige Knechte wegen kleiner Frevel zu strafen; da konnte ich mich seiner nur mit Mühe erwehren.“

„Er scheint nicht genug zu haben an dem schwarzen Ding, das er sich aus Welschland verschrieben hat . . .“ erwiderte er, die aufsteigende Wut niederzwingend.

„Du, Manfred, mußt mich schützen, . . . denn meine Brüder sind tot.“

„So wahr ich ein Schwert zu führen vermag: ich helfe dir! . . . Doch was bedarf es da noch meiner Hilfe? Eine Kreuzfahrt steht nahe bevor, die wird ihn für längere Zeit unserm Lande entrücken.“

„Eine Kreuzfahrt, Manfred . . . und du?“

„Ich ziehe mit, wenn's zu Beute und Schwertertanz geht.“

„Recht so, Manfred; mag alles sein, wie der alte Siegrid uns kündet, du weißt es und ich weiß es auch: der Christengott ist doch der wahre Gott; so hat es meine, so hat es deine Mutter uns gelehrt. Das heilige Grab aus der Angläubigen Hut zu befreien, ist rettende Tat.“

„Dem Herzen aber stehen die hohen Nsen näher als der Christengott; laß uns der alten Götter nicht vergessen.“

„. . . und der alten Treue nicht!“ ermahnte sie.

Während sie unter solchen Gesprächen den Reigen tanzten, wurde Stille geblasen, und wieder hörte man aus der Ferne das eintönige Schracheln und Zanken der Elstern. Es war Mitternacht geworden; der Himmelswagen stand zu ihren Häupten. Der Mars strahlte funkelnd hernieder, sonst waren wenig Sterne am hellen Sommerhimmel sichtbar. Zehn Mädchen mit Rosenkränzen im Blondhaar, weiß gekleidet, mit Fackeln in den Händen, kamen behenden Schrittes hervor und bewegten sich langsam zu den noch immer dem Met zusprechenden Männern.

Gern spendeten diese Speise und Trank, ihr Necken und Lachen klang hell über den Rasen, und wieder begann, eifriger als vorher, das Springen und Tanzen, nur daß sich jetzt unter dem Schutze der Nacht manches junge Paar leise ins Dunkel des nahen Waldes zurückzog.

In Manfreds Herz hatte die alte Liebe wieder Einkehr gehalten. Nur für Berchta hatte er Auge und Ohr. Beseligt flog sie an seiner Seite dahin, daß ihr roter Rock und ihre roten Zöpfe nur so wirbelten. Wieder sah er jetzt, was ihn vor Jahresfrist so entzückt: daß sie Augen hatte wie eine Waldnixe und Haar wie die Göttin Berchta, nach der sie ihren Namen trug, so hell und glänzend. Aber er sah auch, daß sie frische Lippen hatte, wie Frigg, deren er begehrte, und daß es sich voll und verlockend unter dem Brusttuche bewegte.

Da umsing er sie glühend und folgte denen, die ihm vorangeschritten waren, in den Wald.

Es war eine weiche und warme Nacht. Der Mond war in voller Pracht herausgezogen und malte den erregten Sinnen täuschende Bilder vors Auge. Wie teuflische Schlangen, die sich spukhaft hin und her bewegten, erschienen die in die Luft ragenden Zweige eines abgestorbenen Baumriesen; wilden Ungeheuern gleich schauten die Felsen auf die Liebenden hernieder. Sie umschlang ihn und drückte sich an ihn, als wenn sie sich fürchtete; er fühlte das ungestüme Wogen des Busens an seiner Brust, der Hauch ihres Mundes streifte seine Wange und er küßte sie. Ein weiches Moospolster lud sie zur Ruhe; der schwere Duft des blühenden Hollunders umnebelte ihre Sinne und der Mond goß sein silbernes Licht in tiefen Fluten in den sommerlichen Wald. —

Wohl eine Stunde war verronnen, . . . da weckte sie das leise Zirpen eines Vogels aus dem Traum. Hilflos starrte sie ins Leere:

„Manfred, was hast du getan?“

„Wozu Liebe mich zwang.“

„Mein Ehrenkränzlein . . . das ich so treu gehütet . . .“
Tränen traten in ihre Augen.

„Die Liebe gab es ein; da ist keine Schuld.“

„Wirst du mir nun Treue wahren? . . . sonst wüßte ich nicht, wohin vor Scham.“

Sie barg das Antlitz in die Hände und weinte bitterlich.

„So wahr Frigga lebt!“ beteuerte er. „Laß ab vom

Weinen und schau, wie die Nebel dort auf der Wiese tanzen; das sind die Elfen, sie waren Zeugen unserer Liebe."

"Und sind Zeugen deines Worts!"

"Hoch und heilig!" erwiderte er. "Warum mißtraust du mir, Liebe?"

Sie ergriff seine Hände: "So bin ich dein, jetzt und immerdar?"

"Hier und im Jenseits!"

Da versiegten ihre Tränen und sie umschlangen einander in seliger Liebe. Die Vögel des Waldes waren völlig erwacht und jubelten hell ihr sonnebegrüßendes Lied in die frische Morgenluft hinaus.

"Die Sonne kommt, . . . schon seh' ich rosige Wölkchen," begann er. "Laß uns zur Feststatt gehen, wo noch die Feiernden weilen."

"Ich schäme mich, Manfred . . ."

"Nicht so, Geliebte! Trag' den Kopf hoch. Du bist meine, des Manfred vom Teuthof Geliebte, und nicht lange, so bist du mein Weib."

Sie traten Hand in Hand aus dem Walde. Laute Stimmen der feiernden Männer und Frauen klangen ihnen entgegen.

Es war licht geworden allüberall; alle standen im Kreise umher um den Isgrim, die Männer, die Frauen. Manfred führte Berhta in den Ring; sie gaben sich wie ein versprochenes Paar und manches Auge ruhte wohlgefällig, manch anderes spöttisch auf ihnen. Von der nahen Anhöhe warfen Knaben ein Rad hernieder, Stroh um einen Weidenreis geflochten, mit Pech und Teer getränkt und dann entzündet; es rollte in tollen Sprüngen ins Tal hernieder, wo es vor den Blicken der Nachschauenden versank.

Die Mädchen aber in ihren weißen Kleidern traten hervor, hatten ein langes Kranzgewinde, das sie zusammenzuhalten schien, mit den Händen erfaßt und eine von ihnen sprach in singendem Ton:

"Die Sonne sendet bald den ersten Strahl
Aus ihrer dunklen Tiefe uns herauf, —
Weckt Vögel, Blumen, scheues Waldgetier,

Berscheucht die Kimmernisse unsres Lebens,
Wärmt unsere Glieder und erfreut die Sinne.
Der Sonne gilt, dem Urbild alles Lebens,
Dem Sinnbild alles Schaffens, Strebens, Webens,
Der Sonne gelte unser Festgesang."

Und die Mädchen sangen mit hellen Stimmen:

Heil dir, goldener Strahl,
Führ uns einst allzumal
In der Einherier Saal
Ein nach Walhall."

Dann lösten sie die Kette und je zwei und zwei tanzten,
das Gesicht einander zugewendet, indem sie in die Hände
klatschten und sangen:

Heilige Sonne, sieh
Gnädig auf uns herab;
Leuchte uns spät und früh
Bis in das Grab."

Dann trat Stille ein; alle schauten gespannt und an-
dächtig bald auf die Stelle, wo der Sonnenball emportauchen
mußte, bald auf den Alten, der unverwandt mit harrendem
Auge auf den Stab gestützt, in das funkelnde Spiel schaute.
Und als das erste Fünkchen des Tagesgestirnes aufglimmte,
wandte er sich den Getreuen zu:

"Heil dir Göttin, rufen wir, heil deinem Wirken. Laß
ein neues Leben beginnen voll Schaffens und Gewinnens.
Ihr Mannen hört mich an: Kunde ist mir geworden von
neuen Kämpfen, die das neue Jahr uns bringen wird, von
einem Kreuzzug ins Morgenland. Wohl gilt er der Be-
freiung des Grabes unseres neuen Gottes, der als Mensch
auf der Erde gewandelt ist, — dennoch rate ich: zieht Euch
nicht zurück! Auch unser Edler Herr Bernhard zur Lippe,
uraltsächsischem Blut entsprossen, des erlauchten Haholt
edler Nachfahr, will das Schwert ergreifen; haltet ihm die
Mannentreue, die Ihr geschworen, und entzieht Euch nicht
der Gelegenheit, das Schwert wider die Feinde zu ziehen;
denn jene Männer, gegen die Ihr kämpft, sind nicht bloß
der Christen, sondern auch unsere, der Deutschen, Feinde.
In grauen Zeiten, als noch der Ostara geopfert wurde, da
war's gut um die Deutschen bestellt, wie immer, wenn sie

auf sich selber gestanden haben. Es werden Zeiten der Anfechtung kommen; Römlinge werden die Hand ausstrecken nach Eurem Besitz, Scharen aus dem fernen Osten werden kommen, sich mit Euch zu vermischen. Das künde ich Euch, der stammesreine Edeling unter den Bauern, der ich mein Geschlecht zurückführe auf den Allvater Odin, gleich dem Vornehmsten unter den Fürsten. Aber ich sage Euch auch: Ihr könnt und werdet Euch der Feinde erwehren, wenn Ihr Euch rein haltet von ihrer Gemeinschaft. Kommen von außen Feinde an Euch heran, dann laßt fahren den Hader der Sachsen gegen die Franken, so schwere Blutschuld dieie auf ihr Haupt gehäuft haben, . . . fahren laßt den Groll d:ß Bauern gegen den Bürger der wohlbewehrten Stadt, . . . laßt fahren den Haß des Unfreien gegen den Freien, . . . laßt aufhören alle Fehde und allen Streit um mein und dein und seid einig. Und wie einst Hermann der Befreier hier in diesem Waldgebirge den Drachen der inneren Feindschaft bezwang, so wollen auch wir tun und wollen beten:

„Leite uns, Geist Hermanns, stärke uns zum Dienst an unserm Volke und laß es uns befreien, wie du es einst getan; denn deine Liebe ist unsere Liebe, dein Zorn ist unser Zorn, und deine Kraft ist unsere Kraft, da wir wissen und bekennen: Im deutschen Namen Heil.“

Die Männer entblößten die Häupter und sprachen das Gelübde des Weihfestes nach:

„Wir weihen uns zur Liebe und zur Arbeit an unserm Volke, denn wir wissen und bekennen: Im deutschen Namen Heil.“

Mächtig wirkte die Rede des Alten, um so mehr, als jeder spürte, wie er selbst mit feuriger Seele an dem hing, was er verkündet, und ernster als sie gekommen, zog sich die Menge in ihre heimischen Höfe zurück.

Manfred und Berchta trennten sich mit Kuß und Handschlag wie zwei Verlobte; sie, um mit den Eltern zum nahen Erlenhofe zurückzugehen; auf Manfred aber wartete sein Roß, das ihn in wenigen Stunden eilenden Laufs zurücktrug zum Hofe seiner Väter.

Wieder einmal waren die Mannen alle eines Sinnes und fühlten die Kraft und den Willen in sich, sich gegen

alles undeutsche Wesen zu verteidigen. Wenn's nur nicht so schwer wäre, einmütig mit all den andern zu sein und die Streitart zu begraben! Mochten Sachsen und Franken sich allmählich versöhnen; wie konnten aber sie, die Bauern, gegen die übermütigen Bewohner der neuheranblühenden Städte freundlich gesinnt sein, wo doch diese all ihren Reichtum an sich zu ziehen suchten? Und wie konnten sie gar den Rittern gegenüber ihren Groll bezwingen, die oft, ohne frei zu sein, sich an die Höfe der Fürsten drängten und sich wegen ihres Waffendienstes und ihrer nahen Beziehungen zum Hofe höher dünkten als sie, die freien Bauern, die ihr Geschlecht auf die Götter selber zurückführten!

So hatten sie in eifersüchtigen Händeln miteinander dahingelebt, aber, während die einwandernden christlichen Glaubensboten den Großen ihr Land abspenstig machten und daher mit ihnen in ständigem Kampfe lebten, waren sie selber einig untereinander geblieben, wenn's gegen einen gemeinsamen Feind ging. Sie hatten ihren Besitzstand eigenherrlich gewahrt wie kaum ein anderer deutscher Gau und waren die eigentlichen Herren im Lande geworden, die mitschalteten und walteten, wie sie wollten. Erst die jetzt erstarkende Macht der Fürsten und die neuaufkommende Lehnsabhängigkeit setzten ihnen im kühnen Siegeslauf den Fuß auf den steifen Nacken.

* * *

Zwei Seelen wogten in Manfreds Brust, als ihn sein Roß in den Heimathof zurücktrug. Er hatte der Jungfrau, die er so lange geliebt, den Ehrenkranz geraubt; jetzt war kein Zögern mehr und kein Zweifel; nach des Volkes Sitte, nach eigenem Gewissen mußte er sie freien, wollte er nicht für ehrlos gelten vor seinem Volke, vor sich selbst.

Mochte auch wohl die Kirche einen Grund finden, ihn zu befreien, wenn er, der Sohn aus angesehenem Hause, es erbat und das Gesuch aus klingendem Beutel unterstützte, so hätte doch das eigene Gewissen ihn Lügen gestraft. Hatte er nicht immer die strengen Gesetze des alten deutschen Rechtes dem Rechte der christlichen Kirche gegenüber verteidigt?

Und doch: nie war es ihm so aufgegangen wie jetzt: würde er das Glück an ihrer Seite finden, das er begehrte? Würde er ihr das Glück schaffen können, das er ihr schuldete?

Sie war eines Bauern Kind gleich ihm, und doch stand eine Welt zwischen beiden. Sein Vater war reich und wohlangeesehen. Weite Gründe dehnten sich um den Hof, und wer in sein Haus trat, der mochte wohl glauben, in eines vornehmen Mannes Wohnstatt zu treten. Eichene Bänke zogen sich an den Wänden entlang, mit Bärenfellen waren die geschnitzten Sessel bedeckt, die Prunktische zeigten reiche Täfelung aus feinen Holzarten. Dazu kamen die zahlreichen Werke der Kleinkunst, Gemälde und Heiligenschreine, kunstvoll gefertigte Kreuze und Kruzifixe, Salbennäpfe und Weihrauchkessel, mit feiner Arbeit in Silber getrieben, die die fromme Mutter aus dem Kloster mitgebracht, und vor allem fehlte es nicht an prächtigen Waffen- und Schmuckstücken aus des Bauern eigenem Geschlecht und solchen, die er selber, der alte Haudegen, im Kriege als getreuer Gefolgsmann seines Herrn erbeutet. War er doch immer dabei gewesen, so oft die Sachsen gegen König Heinrich und seine Genossen das Schwert zogen.

All dies hatte von Jugend an auf Manfred eingewirkt und als der Vater ihn, den eben mannbar gewordenen Jüngling, einst nach Paderborn mitgenommen hatte, wo er vor dem bischöflichen Gericht sich wegen angemasteter Rechte an kirchlichem Gut verantworten sollte, da hatte die prächtige Bartholomäuskirche seinen Sinn mächtig ergriffen, die fast hundert Jahre zuvor der Bischof Meinwerk durch griechische Werkleute, wie man rühmte, hatte aufführen und schmücken lassen. Und mit kunstfertiger Hand hatte er daheim sich bemüht, die geschauten Kunstwerke in Holz oder Ton nachzubilden, in welchem dem Vater verächtlich scheinendem Tun die fromme Mutter ihn nach Kräften unterstützte.

Berchtas Vater aber war, wie es so manchem Bauern ergangen, in den bösen Zeitläuften von der geachteten Stellung des freien Bauern herabgesunken; wenn der Leuthofbauer großspurig vor seiner Tür stand und lachte, daß man es auf dem Nachbarhofe hörte, und die Knechte scharwerken ließ, mußte er schaffen von früh bis spät, und seiner Frau,

die ihm zwölf rotbackige Kinder, alle blauäugig und blond geschöpft, in die Wiege gelegt, hatten Arbeit und Sorge vorzeitig tiefe Falten ins Antlitz gegraben. Wohl hatte er eine Freude, wenn nach der Hast und Last des Tages die Kinder sich fröhlich in Haus und Hof tummelten, aber zu Spiel und Muße und gar zu innerer Erfassung des Lebens war hier nie Zeit und Sinn gewesen, und so war auch Berchta aufgewachsen, wild und frisch, wie das Röslein auf der Heide.

Bisher hatte er nur die dralle Schönheit, ihre gesunde Frische gesehen, . . . jetzt zog er unwillkürlich Vergleiche mit der vornehm gebildeten Tochter seines Gebieters, und trotzig beehrte es in ihm auf: Sollst du, der du zu Höherem geboren bist, einer leichtsinnigen Stunde wegen dein Lebensglück verspielen und dich verkaufen? „Tor,“ schalt er sich dann wohl selber, „willst du so hochfahrend sein, deine Augen zu dem Fräulein aus erlauchtem Stande zu erheben?“ Dann wieder häumte sich der Stolz in ihm auf; er reckte sich hoch in seiner jungen Kraft, spannte die sehnigen Arme und lachte: Bin ich weniger als ein Edeling? Ein Bauer zwar, aber frei, aus freiem Geschlecht. Wer will sich die Macht anmaßen, die Herz von Herzen scheidet, die den Fürstendiener höher stellt als den freien Sohn aus dem Volke? Bin ich nicht jung und ungebrochen in meiner Kraft? Wer will mir streitig machen, was ich begehre?

So trieb er es lange, zerrissen in seinem Innern, bald niedergeschlagen und mit sich kämpfend, bald mutig dem Schicksal die Heldenfaust entgegenstreckend: „Kommt, ihr Mächte der Welt! . . . ich ringe mit euch!“

In Berchtas Herzen dagegen war stille Sicherheit eingezogen. Sie hatte sich dem Geliebten zu Eigen gegeben, sie hatte sein heiliges Wort; — wie durste sie zweifeln? Ihr war's, als sei der Himmel noch nie so blau gewesen wie heuer.

Sie vertraute sich der Mutter, und als es Herbst geworden war, trat diese an den Bauern heran:

„Mit der Berchta ist's so weit, Bauer! . . . da mag der Manfred sie holen . . .“

„Was,“ fuhr der alte Balduin auf, . . . „Manfred vom Teuthof?“

„Der ist's und kein anderer.“

„Zum Teufel — meint er, wir seien Bettelpack, dem er das antun darf? So soll er sie holen.“

„Doch nicht ohne kirchlichen Segen.“

„Neues Brauchtum! Früher war die Löst genug — doch mag's sein, 's steht ihr besser an vor den Leuten. — Sattle mein Pferd, Bäuerin . . . noch heute Nacht. Ich reite zum Teuthofe. Der Manfred mag sie holen . . .“

Am nächsten Morgen trat er müde bei Ortwin, Manfreds Vater, ein.

„Freundnachbarlichen Gruß, Ortwin, da bin ich.“

„Seltener Besuch, Freund Balduin . . . und so früh des Tags! Bist wohl gar die Nacht durch geritten?“

„Hatt' keine Zeit zu verlieren; ich komme als Werber . . .“ erwiderte er ohne Umschweife, „als Werber für meine Tochter.“

„Dank' dir,“ erwiderte Ortwin unwirsch, „. . . bin schon versorgt.“

„Spott' nicht, Alter . . . sonst ist's mit unsrer Freundschaft aus. Ich meine deinen Sohn und meine Berchta.“

„Sonst kommt wohl der Sohn zur Braut,“ höhnte der andere; „bei dir scheint's umgekehrt zu sein.“

„Wenn du nicht zu mir kommst, geh' ich zu dir. Ich kann nicht warten; . . . der rote Rock ist dem Mädchen zu kurz geworden und das Nieder zu eng; . . . dein Sohn hat's verschuldet.“ Der Kreuzdornstock zitterte in der Hand des Alten.

„Der Geschmack ist nicht schlecht,“ erwiderte Ortwin.

„Ein dralles Mädchen, deine Berchta.“

„Halt's Maul, Bauer, und reiz' mich nicht! . . . doch ich hol' mir den Sohn selbst. Wo steckt er?“

„Ja, wo steckt er? Da frag' ihn selbst. Einige Tage sind vergangen. Fein wie ein Hösling ist er davon geritten. Und sein bestes Wams hat er angetan. Such' ihn nur, Bruder, und hol' ihn heran. Meines und meines Weibes Segens seid Ihr sicher, wenn alles so ist, wie du sagst.“

„Ich will nicht leeren Verspruch, . . . ich will den Sohn.“

„Dann geh' zum Teufel oder wo du ihn finden magst, . . . hier ist er nicht.“

„So höre, was ich sage,“ fuhr Balduin wild auf. „So lange wie Manfred nicht zurückkehrt, lastet Lüge und Unehre auf deinem Hofe. Verflucht soll der Hof sein, der an tausend Jahre oder mehr in deiner Sippschaft ist, und soll in fremde Hände kommen, . . . bis dein Sohn Manfred, sein Erbe, sein deutsches Wort eingelöst hat.“

Zornig warf er die Tür ins Schloß; kaum hörte er noch das höhnische Lachen des alten Ortwin, das hart hinter ihm verklang.

Das war am frühen Morgen gewesen, und am späten Abend kehrte Balduin müde heim.

Unterwegs begegnete er dem Landreiter.

„Hast du den Grafen nicht gesehen, Bauer?“ fragte ihn der. „Ich suche ihn drei Tage schon . . . und krieg' ihn nicht vors Brett. Hier in der Gegend soll er gesehen sein.“

„Und hast du den Manfred nicht gesehen, den vom Teuthofe?“ fragte der Bauer dagegen. „Seit drei Tagen ist er vom Hause geritten und niemand weiß wohin.“

„Daß ichs nur sage, Bauer . . . ich hab' ihn gesehen. — Zwei Kater um eine Maus!“ setzte er lachend hinzu.

„Wo treibt er sich umher, der Milchbart?“

„Ich hab ihn heut gesehen und gestern . . . Schlich wie ein Marder, der auf Beute zieht, vor deinem Hofe hin und her, lugte über Mauern und Hecken. In feinen Kleidern gestern und geschniegelt, als gings zum Feste; heute im gleichen Wams, aber unsauber und räudig, als hätt' er die Nacht im Freien verlebt . . . Ja, ja, man hört so allerlei, wenn man so wie ich viel zu den Leuten kommt.“

„Was erzählt man sich?“ drang der Alte in ihn; „mir scheint, mich geht die Geschichte verflucht nahe an.“

„Wohl, dich gehts als Vater an. Drum will ichs nicht verschweigen, kann aber auch nichts verbürgen.“

„Nun sprich doch“, mahnte ungeduldig der Alte.

„Man erzählt, Graf Ottho stelle deiner Tochter nach,

... und der Manfred, der auch mit ihr zu schaffen gehabt, passe ihm auf den Dienst."

"Das erzählen die Leute?"

"So sprechen sie's herum."

"Weibertratsch", brummte der Alte und ritt ohne Gruß davon. "Verdrehte Welt, meine Tochter . . . ?"

Aber was die Leute sich zuraunten, war nicht ohne Grund. Seit Manfred aus dem Munde der Geliebten erfahren, daß Graf Otho ihr nachstelle, hatte ihn die Eifersucht gepackt; jetzt lauerte er ihm auf und folgte ihm auf Weg und Steg, um zu ergründen, ob er es mit der Herrentochter halte oder mit seiner eigenen Verlobten. In beidem wäre er ihm in die Quere gekommen, in beidem war er sein Todfeind, der ihm im Wege stand überall. Und der Haß schlug seine grimmigen Krallen in sein Herz.

* * *

Nur der Mutter, die erraten, wem die Feiertagskleidung galt, hatte Manfred sich anvertraut, ehe er von dannen geritten.

"Richte den Sinn nicht auf zu hohe Dinge", hatte sie ihn gewarnt; "bedenke, daß du eines Bauern Sohn bist . . ."

"Bin ich doch frei geboren!" hatte er erwidert. "Ist's denn nicht mehr rechtens in deutschen Landen, daß jeder Freie das Höchste erringen kann?"

"Recht und Sitte sind oft zweierlei; wer jetzt das Ritterhandwerk übt, steht höher im Ansehen als der freie Bauer."

"Ich aber fühle mich höher stehend als jene Dienstmannen . . . und lasse nicht ab."

"Und Berchta, mein Sohn, . . . und ihr Kind?"

Da war ihm die rote Blut in die Wangen gestiegen.

"Weiß ich denn, ob ihr Kind auch das meine ist?" hatte er geringschätzig gefragt.

"Schmähe sie nicht, du hast keinen Schatten eines Beweises für ihre Schuld", war die strenge Antwort der Mutter gewesen; er hatte den Mantel umgeschlagen, war in die Nacht hinausgeeilt, . . . durch Wald und Feld gerast, das Herz zu zwingen, . . . aber davon geritten war er dann doch.

3. Kapitel.

Liebe zu Leide.

Die Heide hatte abgeblüht, die Nornen zogen ihre silbernen Fäden über das Land; in bunter Pracht erstrahlte der Herbstwald.

Wieder war ein Thing ausgeschrieben, auf dem die näheren Anordnungen für den Kreuzzug gegeben werden sollten. Der Edle Herr zur Lippe war selber zugegen und laut jubelte das versammelte Volk ihm zu; war er doch nicht bloß als waffentüchtiger Krieger geschätzt und geehrt, sondern auch beliebt beim geringen Mann, da er stets ein freundliches Wort zu Gebote hatte. Eine Schau der Rosse und Wagen war für heute angelegt; zugleich galt das Thing der Verteilung der Leute, die sich zur Kreuzfahrt gemeldet, auf die einzelnen Heerhaufen. Und allen zeigte Graf Bernhard seine Teilnahme; man sah, daß das Vorhaben auch ihn innerlich ergriff, und ein freundlicher Blick aus seinen blauen, leuchtenden Augen traf Manfred, als dieser beim Ausruf des Teuthoses für sechs Mann zu sorgen versprach, alle mit Ross und voller Waffenrüstung ausgestattet. Das war mehr als mancher adlige Herr zu leisten imstande war, und man hörte neben unverhohlener Bewunderung auch manches stichelnde Wort des Spottes.

Wieder schloß sich an das Thing ein Fest an, kriegerischer als sonst; galt es doch als letzte Probe vor dem Ernst, dem Waffengang im heiligen Lande. Der Erdboden dröhnte hohl unter dem Getrappel der Rosseshufe, und ringsum klang es wieder vom Anprall turnierender Ritter, von Kampfruf und Waffengeklirr der Männer, von zerbrochenen Speeren und berstenden Panzern, von frohem Töhlen und Singen der wenigen mitgekommenen Frauen und Mägde.

Und wieder nahm der Herrensaal der Burg die Würden-träger nebst ihrem engeren Anhang gastlich auf. Als die hohen Frauen, Frau Gisela und ihre Tochter Mechtild, in den Saal traten, die Gäste zu grüßen, ging ehrerbietiges Schweigen durch die Menge, und auf einen Wink der Herrin traten zwei Spielleute hervor, die sie aus dem fahrenden Volk, das sich dort umherzutreiben pflegte, ausersehen. Es

war Sitte im Lande geworden, daß solche fahrenden Leute die Kunde von Helden und Heldentaten von einem Burghof zum andern brachten, und gern lauschte ihnen das Gefinde, so gering oft die Kunde war, die die Fahrenden für Speise und Trank boten.

„Rauh sind die fahrenden Brüder“, sprach die Edle, als sie zur unteren Zecherbank getreten war; „sie krächzen wie die Krähen, und ihre Geige klingt wie das Schracheln der Elstern.“

„Da lobe ich mir die welschen Künstler“, warf Mechtild dazwischen, „die von jenseits der Alpen kommen. Die Fiedel verstehen sie weich und wacker zu streichen.“

„Es sind unsere Feinde“, erwiderte Manfred, den die Rede der Jungfrau verletzete.

„Wohl mißachten wir ihre Tücke, — aber ihre Künstler-schaft hörte ich oft auch von anderen rühmen . . .“

„Und doch glaube ich, daß mancher deutsche Bär mit seiner Pranke ebenso weich und voll zu spielen vermag, wie die welschen Füchse. . . . Heda! Spielmann, sang die Münze auf in deinen Hut . . . und reich mir die Fiedel.“

Manfred spannte die Seiten, prüfte den Ton, setzte die Geige an und spielte und sang dazu. Tief und innig klang aus seinem Munde das alte Lied:

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst Du gewiß sein.
Du bist beschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüßlein,
Du mußt immer darinnen sein.“

Die Augen der Frauen hasteten in seligem Glanze auf dem Künstler.

„Ich staune“, lobte ihn die Herrin, als er geendet, „daß Ihr die Fiedel so geschickt führt wie den Jagdspieß . . . Woher kennt Ihr diese Kunst?“

„Von der Mutter, edle Frau, der ich alles Zarte danke, was neben dem Harten und Ungestümen in mir schläft.“

„Man sagt sonst, daß in dem nordischen Bauern der weiche Sinn nur selten Wohnung nimmt . . .“

„Meine Mutter ist eine Tochter des Rheins und hatte ihr Leben den Heiligen geweiht, ehe sie meinem Vater folgte. Drum war ihr edle Kunst nicht fremd.“

„So gab sie ihr Gelübde auf . . .?“ forschte die hohe Frau weiter.

„Das Kloster wurde, edle Frau, gebrochen von den Scharen des Kaisers, und manche der frommen Schwestern wurde von rohem Kriegsvolk vergewaltigt. Dem harten Geschick entging sie mit Gottes Hilfe, indem sie ihrem Retter folgte, der dann ihr Eheherr und mein Vater wurde.“

Ungeduldig hatten inzwischen die Kriegsmannen geharrt, daß das ihnen weichlich erscheinende Getön der Geige aufhören möchte, damit endlich die ritterlichen Spiele fortgesetzt würden.

Wieder tat sich Manfreds kühne Kraft vor vielen andern hervor, und als er nach wohlgelungenem Sprung über den Widerrist eines gewappneten Rosses — der Königsprung der Vorfahren über sechs Rosse hinweg war längst außer Übung — sich stolz aus der Kniebeuge emporrichtete, und nun sein Auge leuchtend in die Umgebung der bewundernden Gaffer wandern ließ, begegnete er dem Blick des Grafen Otho, der finster zu ihm hinüberschaute. Aber was tat das ihm? Er war sich keiner Schuld gegen den Grafen bewußt, und wenn doch einmal trübe Gedanken in ihm emporstiegen, die ihn an die schöne Kote vom Erlenhofe erinnerten, so tröstete er sich rasch; die wohlgefällig auf ihm ruhenden Augen des Edlen zur Lippe und seiner Gemahlin gaben ihm Mut.

Und als die Jungfrau die Preise zu verteilen sich anschickte, Wolfs- und Bärenhaken, oder den Stuß eines Reihers, in einen silbernen Griff gefaßt, und nun auch ihm ein solches Geschenk überreichte, da jubelte es hell in ihm auf, und als gar beim Reigen die junge Herrin ihn zum Rundtanz entbot, da war alles Erdenleid vergessen, mochten auch die andern mit neidischen Augen auf ihn blicken.

Und leise hub er wieder an zu singen, indem er den Mund zu ihrem Ohre neigte:

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst Du gewiß sein . . .“

Weiter kam er nicht, denn sie unterbrach ihn:

„Kühn sind Eure Träume, Manfred, und nicht jeder Wunsch ist erfüllbar.“

Sie errötete, während sie dies sprach, aber sie zürnte nicht.

„Was tragt Ihr auf dem Wams für ein Zeichen?“ fragte sie, um das Gespräch abzulenken, indem sie auf das Hakenkreuz blickte, das er aus Holz geschnitzt und mit Goldblech überzogen auf der Brust trug.

„Das ist der Urweltquirl, das Urbild der Sonne, . . . zum Zeichen, daß ich der alten Götter nicht vergaß. Ich hab's geschnitzt nach einem Vorbilde, das fremde Händler dem Bischof Bernward von Paderborn verkauft. Sie gehen nicht leicht am Hofe meines Vaters vorüber, wo die Mutter mancherlei Kunstwerke in der Truhe hegt.“

„Das ist, meine ich, selten bei unseren Bauern.“

„Jungfrau, ich bin frei geboren; ob Bauer oder Kriegsmann, das gilt deutschem Recht gleich. Oder ist's nicht mehr Sitte im Sachsenland“, fügte er bitter hinzu, „daß der freie Bauer gleich geachtet wird dem Dienstmann des Fürsten?“

„Ich achte niemand höher“, erwiderte sie, „als den, der auf freiem Erbe sitzt, sofern er ein Gott wohlgefälliges Leben führt. So hat es die Mutter mich gelehrt.“

„Und doch ist Eure Hand, scheint es, nach einem Edlen ausgestreckt“, warf er ein, finster vor sich nieder blickend. Dann aber sah er ihr forschend ins Auge:

„Meint Ihr, mir sei entgangen, wie Graf Otho um Euch freit?“

Sie senkte die Augen.

„Ihr errötet, Jungfrau! — liebt Ihr ihn?“

„Mein Herz folgt bitterem Zwang; es weiß nichts von Liebe zu ihm.“

„So will man Euch zwingen?“

„Der Vater will's.“

„Wiederholt mir's, Edle Euer Herz schlägt nicht für ihn?“

„Ich ehre ihn als tapferen Recken, zu lieben vermag ich ihn nicht. Ich bin nicht unkund der Rede, die über

ihn im Gau umgeht und auch Euch wird das Gerücht nicht entgangen sein."

"Ich kenne es, und weiß, daß er Euer nicht wert ist."

"Nun denn", rief sie aus, "soll ich meine Liebe einem Manne schenken, so will ich die seine nicht mit einer anderen teilen, und zuletzt mit einer fremdländischen Dirne."

Da flammte das Blut so jäh in dem jungen Manne auf, daß die hellen Augenbrauen und das in langen Locken sein Gesicht umrahmende Haupthaar sich hell von dem sonnenverbrannten Antlitz abhoben, und die blauen Trübsaugen funkelten, als er sprach:

"Wohl weiß ich, Jungfrau, daß Ihr mir versagt seid, — denn die Sitte, das merke ich wohl, ist stärker als das Recht. Daß Ihr aber jenem Unwürdigen die Hand reicht, dulde ich nicht, so lange Ihr selbst es nicht aus eigenem Herzen begehrt."

"Betet für mich, Manfred, daß ich dem Geschick entrinne, das mir das Ende aller Erdenfreude wäre."

"Ich habe mit Beten allezeit nicht viel erreicht, . . . umsomehr mit dem Hieb der Waffen. Kämpfen aber will ich für Euch, und wenns sein soll, den Tod kosten als freier ehrlicher Mann."

"Das ist nicht recht. Hört auf Eure fromme Mutter. Die alten Götter leben nicht mehr, deren Zeichen Ihr auf der Brust tragt. Wenn sie je lebten, so sind sie jetzt des Teufels Gesellen geworden. Im Himmel thront der ewige Vater der Christenheit."

"In meinem Hirn und Herzen hat er wenig Macht."

So schieden sie voneinander, . . . Unrast im Herzen.

Und als sich das Fräulein am Abend in ihre Kemenate zurückgezogen hatte, und alles rings umher still war, nur die leisen Stimmen der Nacht sich regten, da klang zart wie das Zirpen eines Vogels ein Ton an ihr Ohr und wieder einer und noch einer, und als sie leise das Fenster öffnete, scheu hinauslugend, und wohl achtend, daß niemand sie hinter dem bergenden Vorhang erkennen möchte, da erklang wieder die alte Weise:

"Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst Du gewiß sein"

Schnell verschwand sie hochklopfenden Herzens und schloß das Fenster. Ihm aber, dessen scharfen Augen das Blond ihres Haupthaares nicht entgangen war, hatte nie ein holderes Traumbild geleuchtet.

* * *

Schnell schritt das Verhängnis. Ob Herr Bernhard die holde Regung in dem noch unberührten Herzen der Tochter entdeckt hatte und ihr ein beschleunigtes Ende bereiten wollte? Er forderte sie vor sich und eröffnete ihr, was er mit Otho von Schwalenberg vereinbart.

„Ich glaube, lieber Vater“, erwiderte sie bescheiden, „daß auch das Herz der Tochter mitzusprechen hat, wenn es sich um ihr künftiges Leben handelt.“

„Nun, ich meinte, der Graf Otho könnte dir recht sein . . . !“ brauste der Vater auf, denn der Widerspruch reizte ihn. „Oder trägst du einen anderen im Herzen . . . ?“

„Ich liebe Graf Otho nicht“, erwiderte sie ausweichend. „Und doch bedarf ich seiner und seiner tapferen Mannen. Unbillig lange sah ich dich mit dem Bauernsohn stehen“, schalt er weiter. „Hüte dich, deines Vaters Haus ins Gerede der Menschen zu bringen.“

„Er ist ein freier Mann“, entgegnete sie, „und niemandes Knecht.“

„Wenn er dich das gelehrt hat, wie ich glaube, so führt er eine vermessene Sprache. Wir alle stehen unter des Königs Gewalt, und er unter der meinen. Ihm scheint die freie Geburt den Nacken zu stärken. Heute gibts andere Werte, nach denen wir den Stand der Männer wägen, ich werds ihn lehren . . . Aber was hast du gegen Otho? Er ist ein tapferer Mann und reich begütert; als Graf seines Gaues führt er des Königs Heer und Gerichtsbann . . .“

„Ich möchte mein Herz nicht hingeben um weltlicher Macht, um irdischer Güter willen.“

„Und ich werde durchsetzen, was ich für ersprießlich halte“, erwiderte Herr Bernhard scharf. „Des Fürsten Tochter darf nicht nach freier Neigung wählen“, und er ging finsternen Blickes davon. —

Als aber am nächsten Morgen sich die reisigen Scharen auf dem Burghofe versammelt hatten, um Abschied zu

nehmen, trat Herr Bernhard zur Lippe, von beiden festlich gekleideten Frauen begleitet, während ein Knecht sein gewappnetes Roß wie zur Schlacht gerüstet neben ihm hielt, in Wehr und Waffen vor die Mannen hin:

„So zieht denn mit Gott Eure StraÙe, ihr lieben Getreuen . . . und im nächsten Frühjahr auf zur frischen, fröhlichen Fahrt ins ferne Land, das Grab des Herrn zu erstreiten. Gott will es! — — Aber damit Ihr alle wißt, um was der Kampf geht: Nicht bloß für das Grab unseres Heilandes zieht Ihr das Schwert, sondern auch für den Ruhm Eurer engeren Heimat. Wenn Graf Otho, durch Euren tapferen Arm gestützt, ruhmreich zurückgekehrt sein wird, was ich von Gott als Huld erlebe, so will ich ihm meine Tochter Mechtild zum Eheweib geben; sie wird Euch eine huldreiche Herrin und freundliche Genossin sein.“

Da klangen die Schwerter und Schilde aneinander und mancher freundliche Zuruf kam aus den Kehlen der kampferprobten Männer.

Herrlich, seiner Macht bewußt, stand Herr Bernhard vor ihnen, auf sein breites Schwert gestützt, ernst stand neben ihm die Gattin, bleich, gesenkten Blickes die Tochter. Und während die Mannen, zum Abschied die Hüte schwenkend, davonritten, eine eisengewappnete Schar, traten die Frauen in die Kemenate zurück. Herr Bernhard aber sah den Davonreitenden noch lange nach, und als er das Getrappel der Pferdehufe und die lauten Gespräche der Männer schon nicht mehr hörte und sein Auge nur noch die Waffen hell im Morgenglanze durch die Staubwolken aufblitzen sah, . . . da stand er noch immer und schaute. Dann legte er die Waffen ab, schwang sich aufs Roß und jagte zu frischem Morgenritt in die herbstliche Heide hinaus.

* * *

Die freundlich aufgenommene Ankündigung des Lehns-
herrs hatte wohl nur einem einen Stich ins Herz gegeben,
dem Bauernsohne vom Teuthose, und er erspähte jetzt die
Gelegenheit, den Grafen Otho, der den immer mehr sich
lichtenden Scharen voranritt, mit aufrichtigem Wort zu

warnen. Als sich vor ihnen eine kleine Waldlichtung auftat, ritt Otho in schlankem Trabe voran, . . . Manfred ihm nach.

Erstaunt, fast erschreckt, fuhr Otho empor, als er sich Manfred allein gegenüber sah; wußte er doch, daß er, der dem Bauernsohn einst ein gütiger Herr gewesen, jetzt seit jener unglückseligen Jagd einen grimmigen Feind in ihm hatte. Auch glaubte er einige Male, wenn er vergebens versucht hatte, die Bauerndirne vom Erlenhofe zu treffen, Manfreds Falben gesehen zu haben, war dann aber eilig von dannen gewichen, wohlweislich eine Begegnung scheuend.

Doch Manfred ritt bescheiden auf den Grafen zu.

„Stets war ich Euch, Graf Otho, wie Ihr selber anerkannt habt, ein treuer Weg- und Streitgenosß. Das lohnt Ihr mir schlecht.“

„Woran hab ich's fehlen lassen?“ fragte jener, sich zum Gleichmut zwingend.

„Ein schlechtes Ziel hat unser Lehnsherr für Eure und Eurer Mannen Heerfahrt gesetzt.“

„Was stellst du mich zur Rede wegen dessen, was Herr Bernhard tat?“ fragte der Graf.

„Ihr seid mitschuldig . . .“

„So sind wirs alle. Wir alle wollen das heilige Grab erobern . . . Deucht dir das ein schlechtes Ziel, du Heide mit dem Botansbilde auf der Brust?“ spottete er.

„Mögt Ihr darum kämpfen, . . . ich kämpfe mit. Aber das weitere Ziel, die Hand der Mechtild . . .“

„Was geht's dich an?“

„Mehr als Ihr denkt.“

„Wolltest du sie mir streitig machen?“ erwiderte Otho höhnißlich.

„Warum nicht? Ich tu's Euch gleich in allem. Auch ich bin frei geboren wie Ihr.“

„Du bist ein Bauer . . .“

„Das ist eine neue Unsitte, die unsere Altvordern nicht kannten, daß zwischen König und Volk ein Adel sich einschleibt, der im Waffendienst mehr und Höheres sieht, als in der freien Geburt, die bisher als Zeichen des edlen Mannes galt.“

„Du wirfst den Strom der Zeit nicht hindern“, höhnte Otho.

„Ich gönne aber die weiße Taube nicht dem Geier“, brauste Manfred heftig auf, „zumal er schon eine schwarze Taube im Neste hat“, fügte er scharf hinzu.

Die Hand Othos fuhr ans Schwert.

„Du wagst es, deinem Herrn . . .“

„Ich wage es, jedem in den Weg zu treten, der mir zu nahe tritt, . . . und wenns sein soll, mit dem Schwert in der Faust.“

„Du . . .?“ höhnte der andere. „Du? Du bist nicht der Mann dazu. Du bist verwöhnt, mein Knabe, . . . dein glattes Gesicht hat man dir als Verdienst angerechnet, und die paar guten Stückchen mit Roß und Waffen . . .“

„Diese paar guten Stückchen, hoffe ich, sollen auch jetzt meinen Worten die rechte Deutung geben. Ich achte mich Euch gleich in jeder Waffentugend wie in der Geburt, und ich fordere, daß Ihr auf Tod und Leben mit mir um das Fräulein kämpft . . . Und wenn auch ihr junges Herz, eingeschüchtert durch die Strenge des Vaters, sich noch nicht entschieden hat: E u c h l i e b t s i e n i c h t !“

„Hat sie dich zum Vertrauten gemacht, du Knabe?“ fragte mit verletzendem Spott, doch mit ausblickenden Augen Graf Otho.

„Sie hat mirs gestanden!“ jubelte der Bauernsohn auf.

„Wahnwitziger Lügner!“ und das Schwert des Grafen flog aus der Scheide.

Als Manfred sich zur Wehr setzte, hielt jener inne.

„Du erhebst das Schwert gegen deinen Herrn? Verwegener! Darauf steht der Tod!“

„Um mit Euch zu kämpfen für Ehre und Recht . . . um das, was allein meinem Leben noch Wert zu geben vermag.“

„Armer Gesell“, klang die spöttische Antwort. „Du bist von Sinnen. Gott straft am schwersten, wenn er dem Menschen den Geist unnachtet, — ich werde dich binden lassen . . .“

„Das könnte wohl geschehen, wenn du die Macht dazu hättest. . . . Jetzt hast du nur das Schwert, verlaß

dich auf das. Nicht kampflos gedenke ich dir die Jungfrau zu überlassen . . . Auf! Nicht gesäumt! In dieser Stunde entscheidet sich dein Geschick und das ihre!"

Manfred drang mit der Waffe auf den Gegner ein, der schnell nach dem seinen faßte. Ein harter Kampf war's, der sich entspann; waren doch beide ritterliche und starke Helden. Aber der am Vorabend reichlich genossene Met mochte dem Grafen den Kopf umnebelt haben. Er vermochte nicht den wuchtigen Schlägen des Bauernsohnes zu widerstehen. Ein wohlgezielter Hieb traf ihn an der Schläfe, daß das heiße Blut in hohem Bogen hervorsprang. Er strauchelte und sank und fing im Sinken noch einen zweiten Hieb auf, der ihm vollends das Bewußtsein raubte. Da lag er nun, ein gefällter Held, im Sande, und färbte die Heide mit seinem roten Blut.

Bald tauchten einige von den Mannen, die den Vorangegangenen gefolgt waren, und die die scharfen Worte, das Klirren der Schwerter zu schnellerem Antriebe der Pferde verleitet haben mochten, auf dem Kampfplatz auf. Da sahen sie ihren Grafen im Blute liegen, das Auge starr, . . . sahen, wie Manfred auf den Entseelten zusprang, mit dem Schwerte eine lange, brandrote Locke vom Haupte schnitt und in seinem Wams barg, wie er dann Schwertgehent und Waffen des Gefallenen umlegte und sein eigenes blutiges Schwert an das Saumzeug des Pferdes heftete. Dann stob er dahin über die Heide, ehe ein anderer ihm zu folgen vermochte. Den Toten aber legten sie auf eine aus jungen Birkenstämmen eiligst zusammengefügte Bahre und ritten gesenkten Hauptes zum Schloß zurück. Wingold, der Schmied vom Wolfshofe, aber vernagelte, um den toten Herrn zu ehren, altem Herkommen gemäß dessen Roß am linken Hinterhuf, sodaß es jetzt, wie um seinen Gebieter trauernd, hinter dem Zuge einherhinkte.

Manfred ritt, das Haupt stolz emporgehoben, wie ein Sieger in die Burg des Edlen ein. Die Wächter vor dem Tore wagten nicht, ihn zurückzuhalten, so zornwütig und siegeskühn funkelten seine Augen.

Mit dem kostbaren Waffenschmuck des gefallenen Helden ausgerüstet trat er in die Vorhalle und vor die Tür, die

zur Kemenate der Jungfrau führte. Die Tür war nur angelehnt; leise klang ein Lied ihrer süßen Stimme, von dem Surren des schwirrenden Spinnrades begleitet, an sein Ohr:

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst Du gewiß sein . . .“

Hestig stürmte er hinein und der Geliebten die rotblonde Locke hinhaltend rief er ihr zu:

„Ja, Holde, du bist mein, ich bin dein . . .“

„Was ist geschehen? Manfred, wie konntest du . . .“

„Den, dessen Haupt diese Locke einst schmückte, brauchst du als Freier nicht mehr zu fürchten!“

Sie wehrte ab, um das Gräßliche nicht zu erfahren und hielt die Hand vor die Augen; doch unbarmherzig fuhr er fort in wildem Jauchzen:

„Mein gutes Schwert und diese Hand haben ihn getötet.“

„O weh unserer Liebe! . . . Jetzt ist alles verloren.“

„Unserer Liebe! . . . So ist das holdselige Geheimnis deinen Lippen entflohen, an das ich nie zu glauben, auf das ich nie zu hoffen gewagt?“

„Hinweg, Unseliger, aus meiner Nähe.“ Sie hielt die Linke vor das Gesicht gepreßt und wehrte ihn mit der Rechten ab.

„Du stößt mich zurück“, rief er bitter aus, . . . „und nur um der Liebe willen habe ich alles gewagt.“

„Weh dir, . . . ein Mörder bist du geworden; man wird dich richten. Mit all den deinen bist du dem Blutbann der Schwalenberger Sippe verfallen . . .“

„Kein Mörder! — Im ehrlichen Kampfe habe ich ihn getötet.“

„Schwöre mir das bei Gott und allen Heiligen!“

„Ich schwöre dir's bei Ziu, dem Sohne Wotans und der Frigg.“

„Nicht so, Manfred, das ist des Teufels Schwur.“

„Für mich gibts keinen höheren; Wotan ist der Gott des Alls, Ziu der Kraft, Frigg die Göttin der Liebe.“

„Weißt du nicht einen Schwur, der uns beiden heilig ist?“

„Wohl weiß ich einen: bei unserer Liebe!“ jubelte er hervor.

„So seis denn, bei unserer Liebe!“ hauchte sie leise.

„So schwöre ich's bei unserer Liebe: in ehrlichem Zweikampf hab ich ihn getödet.“

Da reichte sie ihm verwirrten Sinnes die Hand, die er mit heißen Rüssen bedeckte. Ihm wars, als müßte er sie umfassen, die zitternd vor ihm stand; aber er wagte es nicht. Jetzt riß er sich los, eilte hinaus, nestelte das blutige Schwert vom Satteltgurt seines Falben und eilte zum Vater der Geliebten.

„Hier ist mein Schwert, mit dem ich den, den Ihr Euch zum Eidam erkoren, in ehrlichem Kampfe fällte.“

Herr Bernhard stürzte sich auf den Jüngling. Doch der fiel ihm rasch in den Arm.

„Um Eurer Tochter willen, tut nichts, was Euch gereuen könnte.“

Das Fräulein aber war Unheil ahnend dem Bauernsohn gefolgt und warf sich aufschreiend zwischen die Ringenden.

„Laß ihn gehen, Vater, . . . sie haben in ehrlichem Kampfe gegeneinander gestritten. Laß es ihn nicht entgelten, was er für mich, was er auf meine Bitte gewagt.“

Da entsank dem starken Manne das erhobene Schwert. Mit unsäglicher Verachtung sah er den Jüngling an. Dann gebot er, ihn zu fesseln und in das Verließ der Burg zu werfen, damit er dort des Richterspruches harre. Das Mädchen aber kehrte bleichen Antlitzes, ohne eine Träne zu vergießen, in die Kemenate zurück. Nie war ihr Sinn trüblicher gewesen als heute.

* * *

4. Kapitel.

Die Fehme.

Bei der alten Ansiedelung Willibaldhausen, in deren Nähe später das Städtchen Blomberg aus der Tiefe

emporstieg, war im Schatten mächtiger breitästiger Linden ein Hünengrab geborgen. Die Erdanschüttung war verschwunden, nur die hochkant gestellten Tragsteine, die den großen Deckstein trugen, ragten aus der Erde hervor und bildeten einen gewaltigen, steinernen Tisch. Sieben Steinblöcke umgaben diesen Tisch an der Morgenseite, sieben Männer saßen auf ihnen, wortlos, das Haupt mit einer schwarzen Kapuze bedeckt, die in Gesichtshöhe mit kleinen Schaulöchern versehen war. Vor ihnen auf dem Tische lag ein entblößtes, scharf gewordenes Schwert, das nach mündlicher Ueberlieferung auf den großen Kaiser Karl zurückgeführt ward, der es als oberster Stuhlherr beim Richtspruch benutzt und dann dem von ihm eingesetzten Freiherrn übergeben haben sollte.

Es war dunkel ringsum, der Vollmond war hinter dichten Wolkenmassen verborgen; nur zuweilen trat er hervor und beleuchtete gespenstisch das Bild. Tiefes Schweigen überall; nur die Stimmen der Herbstnacht flüsterten vernehmlich. Der Wind rauschte in den Wipfeln der alten Bäume.

Diese sieben Männer bildeten das Gericht der „heiligen Fehme“, die der große Kaiser als altsächsisches Freigericht eingesetzt hatte. Ihm hatte Bernhard zur Lippe als derzeitiger Stuhlherr den Meintäter Manfred zur Aburteilung überwiesen. Wohl konnte er nach strengem Recht selber das Urteil fällen. Weil er aber nach der ganzen Wesensart des jungen Gefangenen und nach seinem Bericht, der von der Aussage der eigenen Tochter unterstützt wurde, nicht an einen niedrigen Mord zu denken vermochte, andererseits aber es ihm unwahrscheinlich dünkte, daß der standesstolze Graf Otho bereit gewesen sein sollte, mit den Waffen um das Recht der Liebe zu fechten, das er ihm selber eingeräumt und nach dem er nur den Arm auszustrecken brauchte, ohne darum zu kämpfen, dazu gegen einen Bauern, . . . so legte er den Urteilspruch lieber in fremde Hand. Auch durfte er sich die Sippe des Manfred, die sich großen Ansehens im Lande erfreute, und deren Mithilfe in dem bevorstehenden Kreuzzuge er dringend bedurfte, nicht zu Feinden machen, was seinem ganzen Geschlecht auf lange hinaus die Blutrache des Teuthoses zugezogen haben würde. Denn daß

auf dem Teuthose diese alte Rechtseinrichtung mehr galt, als alle Verbote von Fürsten und Herren, das war ihm nicht verborgen. Aber auch ein Mitgefühl mit dem kühnen und schönen jungen Manne mochte ihn in seinem Entschlusse gelenkt haben, so schwer die seiner Tochter und damit seinem ganzen Hause angetane Unbill ihn schmerzte und verdroß.

Zu den sieben Männern, die harrend und stumm unter den raunenden Linden saßen, trat der weißhaarige Graf von Rütthen, den Bernhard zum Freigrafen bestellt hatte, weil sein kluger Rat viel in den umliegenden Gauen galt. Sonst war er dem alten Brauche gefolgt, daß der Gescholtene von Richtern des eigenen Standes abgeurteilt werden müsse und hatte Bauern der nächstliegenden Höfe zum Richteramt berufen. Ihm wäre es leid gewesen, wenn adlige Voreingenommenheit und blinder Eifer den ihm lieb gewordenen Jüngling allzuscharf angefaßt hätte, umsomehr, als sich die Gerüchte über des Grafen unsittlichen Wandel bestätigten.

Der Freigraf übergab seine Waffen dem ihn begleitenden jungen Manne, der sie außerhalb des umhegten Raumes niederlegte und zur Bewachung bei ihnen zurückblieb. Dann nahm er mit stummem Gruß, den die sieben durch leichtes Kopfnicken erwiderten, am oberen Ende des Steintisches Platz, da wo der Griff des Schwertes lag. Zu ihm trat, gleichfalls wortlos, der zum Freifron bestellte Bauer Dittrich vom Wolfshofe, ein angesehenener Mann weit über die Grenzen seines Gaus hinaus. Viel Volk versammelte sich um die Schranken des Gerichtsplazes, das mit Geduld und kaum verhehlter Neugierde auf alle Hantierungen schaute, die unter den Linden vor sich gingen, und das tiefe Schweigen der Nacht durch leises, dann immer stärker anschwellendes Flüstern und Murmeln ablöste.

Jetzt erhob sich der Graf und gebot Schweigen. Schnell verstummte das Murmeln, nicht aus Achtung vor Recht und Gesetz, sondern damit kein Wort der Verhandlung ihnen entfalle, und der Burgvogt des Edlen zur Lippe begann, zu Dittrich gewendet:

„Ich frage dich, Freifron, ob es wohl an der Zeit sei, daß ich an Stelle unseres gnädigsten Herrn, des römischen

Kaisers, ein heilig Thing und Gericht hege und spreche Recht unter des Königs Bann."

Der Befragte bejahte mit denselben Worten und fügte hinzu:

"So heiße ich dich das Thing hegen."

Der Freifron ließ sich aus einem mitgebrachten Sack ein hölzernes Kruzifix reichen, küßte es auf die Stirn und stellte es vor sich auf den Tisch. Dann verbot er bei schwerer Strafe jede Störung des Gerichts, ergriff das Schwert, sodas seine Spitze die Steinplatte berührte, und sprach den Schöffen die Worte des Eides vor:

"Ich gelobe bei dem heiligen Recht, daß ich die Fehme
wahren und halten will
vor Mann und Weib,
vor Torf und Zweig,
vor Stock und Stein,
vor Gras und Grein,
vor allem was zwischen Himmel und Erden
Gott hat lassen werden,
bis auf den Mann,
der die Fehme halten kann."

Die Schöffen sprachen die Worte nach und gelobten, dem Gerichtsherrn treu, hold und gewärtig zu sein, das Geheimnis der Fehme aber niemals andern zu offenbaren.

Darauf wurde der „Umstand“ nahe an die Schranken gerufen, wie man die schöffensbar freien Männer nannte, über hundert an Zahl.

"Nachdem das Gericht nach altem Brauche zusammengesetzt ist", rief er mit weithin klingender Stimme:

"Wer klagt an?"

Tiefe Stille herrschte ringsum. Jeder wußte, um was es sich handle. Da trat Herr Burkhardt hervor, des Edlen zur Lippe Kanzler, und rief dem Gericht zu:

"Im Namen und kraft Auftrags meines gnädigsten Lehns Herrn Bernhard, Edlen Herrn zur Lippe, klage ich an den Bauernsohn Manfred vom Leuthofe, daß er durch schwere Meintat den Grafen Otho von Schwalenberg vom Leben zum Tode gebracht hat. Ist der Gescholtene zugegen

oder in tausend Schritten Umkreis zu finden, so bringe man ihn heran!"

Bleich und hager durch die magere Kost, die Augen unstet im Kopfe umherirren lassend, mit schlechtem Wams angetan, trat Manfred vor die Schranken des Gerichts. Der Fesseln hatte man ihn entledigt; aber vom langen ungewohnten Stillsitzen in der dunklen Zelle waren ihm die Glieder gelähmt und sein Gang erschien schwankend. Mit unverhohlenem Trotz verneigte er sich vor den Richtern.

"Was sagst du zu der schweren Tat, deren unseres Lehns Herrn Kanzler dich zeihet?"

"Ich gestehe, daß Graf Otho von Schwalenberg von meiner Hand gefällt ist, . . . doch geschah es nicht aus Uebermut oder Arglist, sondern in ehrlichem Manneskampf."

"Wer hat den Kampf begonnen?"

"Ich gab den ersten Streich, der Graf den zweiten."

"Griffst du ihn an, oder fordertest du ihn zuvor, wie es die Kampfsitte gebietet?"

"Ich forderte ihn heraus, doch lehnte er ab, mit einem Bauernsohn sich zu messen. Da nahm ich mir selber mein Recht und griff ihn an."

"So hast du eine schwere Meintat auf dein Gewissen geladen; du kennst die Strafe, die nach Recht und Gesetz deiner wartet . . . und vermagst du etwas zu deiner Verteidigung zu sagen oder was deine Schuld mildern könnte, so sprich, ehe es zu spät ist."

Er schwieg. Da meldete sich der Kanzler:

"Eine Eideshelferin, die einzige, die um die Sache weiß, vermag ich wohl zu bringen. Es ist die Jungfrau Mechtild selbst."

Ein Flüstern ging durch die gaffende Menge, ein Schieben und Drängen, ein jeder wollte sehen und hören. Unbeweglich aber saßen die Richter der Fehme.

"Führe sie vor," gebot der Graf.

Sie trat heran, bleich und zitternd, tief in einen schwarzen Schleier gehüllt. Auf die Frage des Grafen antwortete sie fest, wenn auch leise und ohne Ausdruck in der Stimme:

„Ich habe von ihm erbeten, daß er mich schützen solle vor der Umarmung des Grafen Otho; ohne meinen Willen wollte mein Vater mich ihm zum Weibe geben.“

Wieder ging eine allgemeine Bewegung durch die Reihen der gespannt lauschenden Hörer.

Einige wagten trotz des strengen Schweigegebots ermunternden Zuruf.

„Kannst du noch einen Eideshelfer nennen?“ fragte der Freigraf den Beschuldigten. „Durch zweier Zeugen Mund wird erst die Wahrheit kund.“

„Niemanden weiß ich zu nennen. Ich war mit der Jungfrau allein.“

Graf Rütthen fragte weiter:

„Ist noch jemand zugegen, der eine Klage vorbringen will wider den Bauernsohn Manfred, der rede jetzt und schweige hernach.“

Da löste sich aus der Menge, auf einen schweren Stab gestützt, keuchend ein alter Bauer und trat pathig hervor:

„Ich, der Bauer Balduin vom Erlenhose, klage Manfred an, meine Tochter Berchta in Unehre gebracht und sie nicht ehrlich gemacht zu haben durch das Band der Ehe, die er ihr heilig versprochen. Solches kann ich mit sieben heiligen Eiden beschwören.“

„Manfred, bekennst du dich schuldig?“

Seine hohe Gestalt knickte zusammen; er senkte das Haupt.

„Ja,“ kam es ohne Ausdruck von seinen Lippen.

Ein Murmeln des Unwillens ging durch die Hörer; nur die hundert Männer des Umstandes standen da, wie eine Mauer von Steinen, streng und starr die Gesichter.

„Hast du zu deiner Verteidigung etwas zu sagen? So bringe es vor.“

Manfred schwieg, den Blick noch immer zu Boden gehetzt; keine Faser regte sich in ihm.

„Hast du ihr die Ehe versprochen?“

„Wie der vom Erlenhose es bekundet, so ist's geschehen.“

Unwillige Rufe, wie „Chebrecher, Lügner, Schurke“ wurden laut.

Ein Windhauch fuhr durch die alten Linden, daß sie aufrauschten; ein Käuzchen schrie fern vom Walde her, ein anderes antwortete aus dem nahen Bruch.

Da trat ein junges Weib vor die Schranken, in einen schlichten, grauwollenen Mantel gehüllt.

„Wer bist du?“ fragte der Graf.

„Ich bin die Berchta vom Erlenhofe. Ich begehre auch, über den Bescholtenen zu zeugen.“

Manfreds Augen hefteten sich auf die frauliche Gestalt des Mädchens. Er straffte die Muskeln und horchte gespannt. Als sie aber fest ausrief:

„Wohl hat er mir die Ehe versprochen, weil ich es von ihm begehrte. Da ich aber erkenne, daß er eine andere im Herzen trägt, geb' ich ihn frei, und niemand soll ihn ob seiner Tat schelten.“

Da übermannte den Unbändigen die Scham, er sank in sich zusammen und beugte tief sein Haupt; Tränen traten ihm in die Augen.

„Bauer Balduin,“ entschied der Freigraf, „da deine Tochter den Beklagten freigegeben hat, so ist er des Treubruches nicht schuldig zu achten.“

„Dann mag er laufen, wohin er will, meinethalben zum Teufel!“ erwiderte trotzig der Alte.

„Dieweil weitere Klagen nicht vorgebracht sind: wohlan, Ihr Herren Schöffen, findet das Recht!“ gebot der Freigraf.

Die Schöffen rückten zusammen und murmelten leise untereinander.

Nicht lange, da trat einer von ihnen, den sie sich zum Obmann erkoren, an den Grafen heran und sprach leise zu ihm, worauf dieser einen vor ihm liegenden Weidenstock zerbrechend, laut den Spruch der Schöffen verkündete:

„Den beklagten Mann mit Namen Manfred vom Teuthofe spreche ich schuldig, den Grafen Otho von Schwabenberg vom Leben zum Tode gebracht zu haben, nicht durch feigen Mord, aber auch nicht in gleichem Kampf.“

Ich nehme ihn daher aus Recht und Freiheit, setze ihn aus allem Frieden in Unfrieden und Unnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, friedelos. Von jetzt ab in zwölf Stunden hat er den heimischen Boden zu meiden.

Wird er hier wieder betreten, so überweise ich seinen Hals dem Galgen, seinen Leichnam den Vögeln und befehle seine Seele Gott im Himmel.

Solches ist nach altem Herkommen unseres Freistuhls gefundenes Recht.

Ich frage den Umstand, ob es auch Recht sein soll in dieser Sache."

Der Umstand gab durch Zuruf seine Genehmigung zu erkennen.

Der Graf wählte zwei ältere Männer als Begleiter des Verurteilten aus, gab dem einen einen Weidenstock, dem anderen ein Schwert in die Hand. So ausgerüstet traten sie auf Manfred zu und nahmen ihn in die Mitte.

"Folge uns und sprich kein Wort."

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete das bleiche Antlitz des Jünglings, der schweigend zwischen den schweigenden Männern, das Haupt gesenkt, in die Nacht hinaus schritt.

Immer tiefer wurde die Wildnis, immer unwegsamer der Wald; durch immer verworrenerer Pfade schlängelte sich der Weg.

Endlich als der Morgen graute, und die ersten Stimmen des Tages sich schüchtern vernehmen ließen, machten die Männer Halt.

"Unser Auftrag ist beendet," sprach der eine. "Halte streng den Spruch der Fehme," mahnte der andere. Dann verschwanden sie ohne Gruß.

Manfred warf sich nieder ins Gras, erschöpft von der Haft, von den Aufregungen des schweren Abends, vom langen nächtlichen Marsch.

"Achtlos, rechtlos, friedelos," klang es ihm gellend in den Ohren; aus der Heimat ins Elend gestoßen, von Haus und Hof, von der Liebe und allem Glück grausam verjagt.

Er starrte ins Leere; der Traum von Hoheit und Liebesglück war ausgeträumt, . . . aber auch der Traum von Schaffen und Wirken in der Heimat und für sie, . . . vorbei das alles durch seine Schuld.

Ein fester Schlummer umfing ihn, und der Traumgott gaukelte ihm liebliche Bilder vor. Aber als er erwachte,

war er nicht gestärkt. Die Glieder schmerzten ihn, von schwerem Hunger ward er geplagt. Jetzt erst empfand er bitter, was der Spruch der Fehme für ihn bedeutete: achtlos, rechtlos, friedelos.

Ohne Besinnung eilte er durch das Dickicht, mühsam Weg und Steg sich bahndend, Antlitz, Hände und Füße an den Dornen sich ritend. Nur die scheuen Tiere des Waldes waren seine Genossen. Rechtlos, achtlos, friedelos zog er dahin.

5. Kapitel.

Im Elend.

Grimm und Beschämung im Herzen, so trat Manfred seinen Weg ins Elend an. Tage und Nächte irrte er einsam und zerfnirscht umher, wider sich selbst und alle Menschen eifernd, Gott und seiner Schöpfung fluchend. Er ließ sich verleiten, alles Ungemach auf den Zorn der alten Götter zu schieben, weil er sie verleugnet. So lag er einst siech und elend in einem Dickicht, wähnend, daß sein letztes Stündlein gekommen sei; da erhob er flehend die Stimme zum Allvater Wotan, und horch: da raschelte es im Laub, ganz dicht an seiner Seite. Als er aber näher herankroch, da gewahrte er ein weidwundes Reh, das ihn aus zwei braunen Augen wie bittend ansah. Mit einem scharfen Baumast gab er ihm, wider alle Regeln des edlen Weidwerkes, den Todesstoß und trank gierig das heiß hervorquellende Blut, sich also vor dem Hungertode bewahrend. So hatte denn, wähte er, Allvater Wotan sein Flehen erhört, sein Leben gerettet.

Nun eilte er dahin, von Wald zu Wald, von Heide zu Heide, sich siech und müde von dannen schleppend und nährte sich von den Eiern der wilden Vögel und den Früchten, die die Wildnis bot. Erst als einmal das Himmelsfeuer in der Gestalt eines Blitzes herabfuhr, und nun die Heidebrennerin mit ihrem roten flimmernden Rock über die dürre Heide tanzte, vermochte er sich das in Schlingen erbeutete Wild zu schmackhafter Kost zu bereiten.

Aber es duldete ihn nicht in den seiner Heimat benachbarten Wäldern. Nachts nach den Sternen, tags nach der Sonne sich richtend, zog er gegen Mittag zu, in wärmere

Gegenden, wissend, daß ihn, wenn ihn der Winter in seiner Einsamkeit überraschte, wohl der Tod ereilen würde. Wohl schien er ihm erwünscht, — aber es kamen auch wieder Zeiten, da die Lebenslust in ihm aufleuchtete wie ein Blitz aus düsteren Wolkenmassen, und sein ganzes Sinnen darnach stand, sein elendes Dasein zu retten. Erst als der Mond voll und noch einmal voll geworden war, wagte er es, einen Röhler anzusprechen, der an seinem Weiler schaffte und Wotans Fluch auf ihn niederfahren hieß, weil er in ihm, der in zerrissenem Wams und ungechorenen Bart- und Haupthaares seine Straße zog, wohl eher einen Waldschrat als einen Menschen vermutete. Als er ihm jedoch mit freundlichem Gruß der Frau Holle Gnade anwünschte, ward er freundlicher und nahm ihn für seine schwere Fronarbeit zum Gehilfen an. Wie freute er sich, wieder einmal mit einem Menschen, und sei es der Geringsten Schlechtesten, Umgang zu pflegen. Der Mann war in der Kindheit mit seinem Vater von einem Kloster, dem er leibeigen war, an diese Röhlerstätte gesetzt und wußte nichts von der Welt denn diese Einsamkeit, und kannte kaum einen Menschen denn den gestrengen Aufseher des Klosters. Von Gott und Christus hatte er gar wenig erfahren. Nur wenn der fromme Klausner, Bruder Winfried, aus der nahen Wolfshöhle ihn besuchte, sprach er wohl unter dessen Führung und Hilfe in ungeschlachtem Stammeln ein christliches Gebet. In seinem Hirn und Herzen aber lebten und webten die hohen Nien mit all ihrem teuflischem Spuk. So stand der Flüchtling wieder zwischen zwei ihn hin und her zerrenden Gewalten.

Jetzt kamen die zwölf rauhen Nächte heran, da Wotan auf seinem Schimmel durch die Wolken reitet; der Sonnenbogen wurde länger von Tag zu Tag, die Sonne lachte heller, und blinkender Schnee leuchtete von den schwarzen Weilern herab, in kristallklarem Eise waren Bäche und Weiher gefangen. Dann aber begann der Saft in den Bäumen zu schwellen; ein vorwitziger Falter, von den Strahlen der Sonne getäuscht, flatterte ihm vor den Augen, und bald sproßte das erste Grün aus dem Boden hervor; aus den Weiden krochen die ersten Kätschen, und eines frühen Morgens drang an das Ohr des Lauschenden das verliebte

Balzen des Auerhahns. Da erwachte in seiner Brust eine solche Sanges- und Wanderlust, daß er von dannen zog, heimlich, ohne Abschied; denn er wußte wohl, sein guter Kohlenbrenner, mit dem er trotz seines rauhen Aeußeren bald Freundschaft geschlossen, werde ihn nicht ziehen lassen. Er ließ ihm aber ein geschnitztes Kruzifix aus Nußbaumholz zurück, damit er sich seiner gern erinnere.

Etliche Tage freute er sich herzlich der wiedergewonnenen Freiheit, und zog mühsam gegen Mittag weiter, durch Dornengestrüpp und wildes Buschwerk den Weg sich bahrend. Bald aber kam wieder der böse Geist über ihn. Vor ihm lag ein langes Leben, fern von Heimat und Freude, eines elenden Flüchtlings trübes Geschick. Da wallte es auf in dem Elenden: „Bin ich denn nicht stark und ungebroschen in meiner Kraft? und sollte hier tatenlos wandern, niemandem nützen, mir selbst zur Last?“ Und siehe, ein neuer Gedanke keimte in seinem Herzen auf und ergriff ganz von ihm Besitz: „Gott will es!“ Dieser Ruf durchzog damalen die ganze Christenheit; hatte er ihn doch auch schon in der Heimat vernommen, — aber was kümmerte ihn, den Sorglosen, Wohlbehüteten Gott? Erst wenn wir siech und elend und im Unglück sind, dann erinnern wir schwachen Menschen uns unseres Gottes. Jetzt übte dieser Ruf gewaltige Wirkung: „Gott will es, daß die Christen den Ungläubigen das heilige Grab des Erlösers entreißen.“ Wandertrieb und frommes Begehren wetteiferten in ihm, neue Hoffnung stieg in ihm auf wie der Saft in den Bäumen zur Lenzeszeit, — und ein Zufall, wie er damalen vermeinte, kam ihm zu Hilfe. Später ward er sich wohl bewußt, daß es eine Schickung des Höchsten war.

Immer häufiger wurden auf der Wanderung des Flüchtligen die langgestreckten Dörfer, — wie man sie in seiner Heimat nicht kennt, wo die Bauern mit ihrer Sippe allein in Einzelgehöften und geschieden von einander leben. Die Sprache der Leute klang weicher als die rauhen Kehllaute daheim, und oft genug hatte er als fahrender Mann, der mancherlei aus der Heimat zu berichten wußte, keinen geringen Verdienst. Auch hatte er auf Vorrat mancherlei Waren gefertigt: Kruzifixe und Heiligenbilder, Salben-

büchsen und sonstiges zierliches Hausgerät aus Holz, Wachs oder Ton, das er feilbot, — war auch wohl geschickt, die Töpferscheibe zu drehen und wußte manche Weisen, die er auf der Wanderung oder daheim in der Jugendzeit erlernt, mit leidlicher Stimme vorzutragen. So sang er auf der Wartburg, die, auf steilem Berge gelegen, vor wenigen Jahrzehnten der Landgraf Ludwig von Thüringen erbaut, dessen hohe Gemahlin Adelheid ihn reich beschenkte und in Gnaden entließ. Und wanderte weiter, immer gen Mittag zu. So kam er zum Hofe eines Edlen, Arnulf mit Namen, der dem Herzog Welf von Bayern als Vasall ergeben war. Wohl hatte Herr Arnulf wenig Freude an seiner Kunst, denn er war ein wilder Jäger und Kriegsmann, der bei Schnee und Sturm lieber auf die Wolfs- und Bärenjagd ging, als daß er sich der edlen Kunst gewidmet und seiner schönen jungen Gemahlin Gutes erwiesen hätte. Er sah den Jüngling prüfend an und fragte spöttisch: „Erscheint es dir schädlich, ein junger Mann, als fahrender Händler und Nichtsteuer durchs Land zu streifen? Kannst du nicht reiten oder fechten? Dein Wuchs scheint nicht schlecht für derlei Dinge.“

„In meiner Heimat,“ erwiderte Manfred bescheiden, „achtet man solcher Werke als Gott wohlgefälliger Dinge. So Ihr mich wolltet zum Fechten oder Reiten ausersehen, wahrlich, ich würde Euch keine Unehre bereiten.“

„Wie die Freude ihm im Gesicht aufleuchtet,“ spottete der Graf weiter und hieß ein Roß vorführen, damit der Fremde seine Kunst erweise.

Es war ein ungeberdig Tier, und Graf Arnulf wie auch seine Mannen und Knechte schienen nur darauf zu warten, daß es ihn in wildem Sate in den Sand würfe. Der aber hatte anderes vor. Er schwang sich sonder Mühe auf das ungesattelte Tier, klopfte es auf die Schulter, flüsterte ihm ein freundlich Wort ins Ohr, und siehe da: ihm war's, als wären ihm Flügel gewachsen, — so stob es, Sand und Laub aufwirbelnd, dahin. Wohl bäumte es anfangs auf und knirschte laut im Zügel, aber es fühlte bald die Hand des Meisters und die Schenkelkraft des Bändigers. Hei, das war ein Ritt — nicht geringer, als daheim auf den weiten Heiden seiner Heimat. Bald war's ihm, als hätte er nie

so sicher, so stolz und frei in einem Sattel gesessen. Dann gings querseldein in immer wilderem Brausen, hoch hinweg über Hecken und Zäune, über Bäche und Gräben. Das war kein Reiten mehr, das war ein Fliegen, die Hufe des Rosses schienen kaum den Erdboden zu schlagen. Als er zum Hofe zurückkam, ward er immer wilder, immer kühner. Hoch auf wirbelte er die Lanze, fing die schwirrende beim Niederjausen mit kunstgerechtem Griffe wieder auf, und das ganze Hofgesinde jauchzte ihm zu. Und wenn's das Leben kostet, was galt das ihm? Dann ritt er in Asgart ein, von Walfüren geleitet. Das war besser als der Strohtod eines Verbannten.

Was war's, das ihn so kühn gemacht und alle Scheu in ihm ertötet hatte? Zwei helle Augen und ein blondlockig Haupt hatten hinter einem Vorhang hervorgespäht; sie hatten ihn angesehen wie ein Bild aus längst entschwundener Zeit. Jetzt, da er behend vom Ross sprang, schweißbedeckt, noch feuchend vom scharfen Ritt, trat sie zu ihm, die diese Augen und dies Goldhaar ihr eigen nannte, — jung, schlank, voller Liebreiz, die edle Frau des Hauses, erst vor wenigen Monaten dem wilden Gemahl angetraut. Und als er sie sah, da erstarrte ihm alles Blut in den Adern.

Diemeilen trat auch der Graf an ihn heran.

„Du kannst wahrlich noch anderes als Heiligenbilder kneten und fromme Sprüche singen. Warum ziehst du als Fahrender durchs Land?“

„Ein Spruch des Gerichts in meiner Heimat erklärte mich vogelfrei . . .“ begann Manfred, schüchtern geworden und rot übergossen, während er die Augen nicht aus dem holden Antlitz der jungen Herrin zu lösen vermochte.

„Und was hast du verbrochen, das das Gericht so harten Spruch fällte?“ forschte der Graf weiter.

„Eine Meintat warf man mir vor,“ erwiderte jener und warf den Kopf zurück.

„. . . Und handelst doch,“ warf der Graf spöttisch ein, „mit heiligen Geräthen und frommen Bildern?“

„Gott selbst gab mir die Tat ein, — das blieb den Richtern verborgen; sie galt einem Unwürdigen.“

„Und welches Herrn Land hat dich geboren und von sich ausgespieen?“

„Ich bin eines freien Bauern Sohn; von hier weit gegen Mitternacht stand meine Wiege, wo Herr Bernhard zur Lippe das Zepter führt.“

„Also ein Landsmann von dir, hohe Frau und Gebieterin,“ lachte der Graf auf; „das trifft sich seltsam. So gewähre ihm eine Gnade, falls du ihn für würdig hältst.“

Sie stand unschlüssig da, verlegen, und eine Blutwelle huschte über ihr Gesicht, bis in die Schläfen. Hatte sie, der Manfred einst in keuscher Liebe zugetan war, ihn wohl erkannt? Er wußte es nicht. Wohl vergiftet man dergleichen nicht, — aber der lange Bart, das ungeschorene Haupt, das verwahrloste Wams entstellten ihn.

Da erwiderte sie: „Willst du mir eine Liebe tun, werter Gemahl, so heiß ihn singen, — einen Sang aus der Heimat.“

„Ist das alles?“ lachte der Hausherr spöttisch; — „nun, dann heb an, lippische Nachtigall!“

Und der Fremde begann mit leiser Stimme, denn sein Sinn war schüchtern geworden:

„Du bist min, ich bin din;
Des solt du gewiz sin;
Du bist beslozen in minen herzen,
verlorn ist daz slüzzelin,
Du muost immer darinne sin,“

wie in jener Nacht, da er Liebe heischend vor ihrem Fenster gesungen.

Raum ein Jahr war seitdem vergangen; — wie unendlich lang erschien ihm diese Zeit! Leise erwiderte sie: „Wer so holdselig singen mag, des Schuld ist nicht schwer. Sprich ihn frei, mein Gemahl, von Schuld und Sühne.“

Und als der Graf nachzudenken schien, fuhr sie fort: „Reihe ihn ein unter deine Mannen, die ins gelobte Land ziehen; er wird dir keine Unehre schaffen.“

Da klopfte sein Herz in banger Erwartung voll tiefer Dankbarkeit und froher Hoffnung.

„Ein fahrender Mann — geehrt gleich einem Ritter?“ fragte der Graf zögernd.

Doch jener fiel ihm in die Rede: „Nicht einem Ritter gleich, Edler Herr, — aber als freier Mann, denn frei bin ich geboren.“

Wieder musterte der Herr die Gestalt des Jünglings, um dann kurz und hart zu sprechen: „Es sei! — Nun aber tolle dich! Hochfahrend wird leicht das Gefindel, dem man Gnade erweist.“

Wohl verdroß Manfred die harte Rede, denn er erriet seine weiteren Gedanken. ‚Das Kreuz,‘ so dachte er bei sich, deckt auch Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteuerer.‘ Aber er erwiderte nichts in seiner großen Herzensfreude.

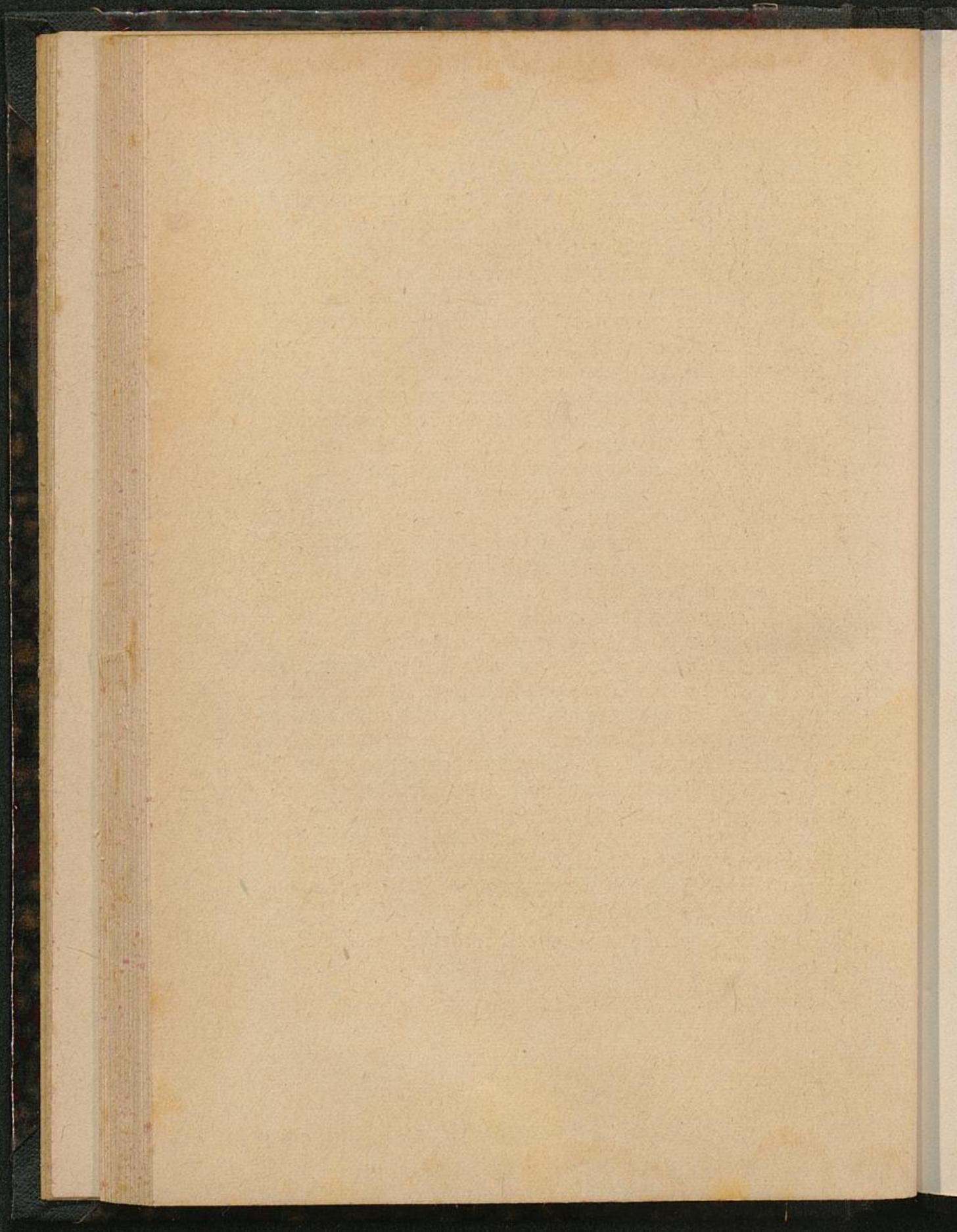
Auf einen Wink des Herrn nahm sich der Waffenmeister seiner an. Der lange Bart verfiel dem Scheermesser, das wirre Haupthaar ward sittig gestrählt und gescheitelt, — und nicht lange, so saß er hoch zu Roß und stellte sich mit anderen, Rittern und Knappen, dem Herrn und der Herrin vor. Diese aber trat an ihn heran: „Schüt’ dich Gott, fremder Mann,“ und reichte ihm die Hand zum Kusse. Dabei ließ sie ein Ringlein in seine Hand gleiten, ein Zeichen fraulicher Huld, eine Erinnerung an selige Zeit. So zog er dahin, hohen Feiertag im Herzen.

Und nun kamen Tage sonnenfrohen Lebens und heller Freudigkeit. Wenn er auch wußte, daß seine Minne ohne Hoffnung sei und daß er sie tief im Herzen bergen müsse; die Huld der edlen Frau bewegte sein Gemüt, und immer seltener warf sich der dunkle Schatten der Schuld auf seine Seele.

Aber nicht allzu lange währte das Glück. Es kam böse, schwere Zeit. Nicht bloß, daß auf dem Marsche Hunger und Not das Heer schwer bedrückten, daß die fremden Völker, durch deren Land es dem Morgenlande entgeenzog, Kroaten, Slavonen und Dalmatiner, gegen die es an der Seite der schon christlich gewordenen Ungarn kämpfte, ihm arg zusetzten — nein, ein Furchtbares geschah. Ein Bote kam dem Troß nachgeritten, mit einem schwarzen Flor um den Heroldsstab, und brachte die traurige Mär, die junge Herrin, der er all sein Seelenglück verdankte, sei an der bösen Pest, die damals ihr Unwesen in deutschen Landen trieb, gestor-

ben. Der Eheherr freilich, der sie wohl niemals innig geliebt, fand sich rasch damit ab, und in seinem Lager sah man bald andere Mädchen, schwarzhaarige Griechinnen mit herrischem Gesicht ein- und ausgehen, während doch seine Herrin goldblond und mit lichten Blauaugen begabt gewesen. Den Jüngling aber traf es so schwer, wie nie eine andere Post zuvor. Und sofort begannen die Schatten der Reue sich wieder auf ihn zu wälzen; immer trüber wurden die Tage, immer dunkler die Zukunft; kein Sonnenblick durchflutete und durchwärmte sein Leben. Denn mit ihr hatte er all seinen inneren Halt verloren. Sein Herr hatte so Unrecht nicht: das Kreuz deckte den Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteurer, und da er jung war, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatte, so begab er sich in ihre Gefolgschaft, die jungen unerfahrenen Leuten mehr Kurzweil bietet als ehr- und tugendsamer Wandel. „Luftig gelebt und fröhlich gestorben,“ so lautete der Wahlspruch; der Würfelbecher ging öfter durch die Hand der Fahrenden als das Gebetbuch, der Wein schien eben nur für sie gewachsen und gefelktert, und das Gewand der schwarzäugigen Schönen verschoben sie umso öfter, je mehr sie, die blonden Deutschen, ihnen gefielen. Nachts aber, wenn er allein in seiner Kammer saß, packte ihn die Reue mit grimmen Klauen, und er weinte sich aus. Dann war alle Lust zu Ende, und am liebsten wäre ihm wohl gewesen, das Leben abschütteln zu dürfen als eine traurige Last. Aber wunderbar: so oft er sein Leben in Gefahr gesetzt, den Speeren der Feinde entgegenreitend, ohne Furcht im Herzen, so zitterte er, wenn er daran gedachte, es durch eigene Hand zu verlieren. „O mein Gott, wie legtest du so viel in des Deutschen Seele: Frömmigkeit und freien Sinn, Stolz und Demut, Haß und Liebe, trozigen Mut und kleinliche Verzagtheit!“

So ritt das Heer hernieder in das heiße, gelobte Land.





Die Kreuzabnahme, Relief an den Externsteinen.

Zweiter Teil.

6. Kapitel.

Heimatlos.

Man schrieb das Jahr 1109 nach Christi Geburt. Zwölf Jahre waren verflossen, seit Manfred in die Fremde gezogen. Zwölfmal waren Winterleid und Sommerfreude, Frühlingluft und Herbstesglanz über die Erde gewandert, und mancherlei Großes war in deutschen Landen geschehen. König Heinrich, der Vierte seines Namens, hatte seinen Leidensweg, wie ihn so schwer wohl kein anderer Kaiser je durchschritten, wenige Jahre zuvor in Lüttich vollendet. Verrat und Untreue, Demütigungen aller Art, Meineid und Verschwörung hatten ihn nicht zermürbt; stolz und aufrecht, ein wahrer König, hatte er auch dem Schwersten getrotzt.

In Sachsen hatte er keine Liebe genossen. Daß er, um seine königliche Macht durchzusetzen, feste Burgen anlegte, daß er nach Wiedergewinnung der verlorenen Krongüter strebte, daß er von den Wäldern und Weiden Abgaben, von den Bauern Hand- und Spanndienste verlangte, das reizte die freien Sachsen. Der kleine Adel zumal sah in ihm nicht den Herrn, sondern den ersten unter seinesgleichen, und auch die Kirche hatte sich König Heinrich durch den ständigen Kampf mit dem Papste arg verfeindet. So war die Geschichte auch jener zwölf Jahre eine Zeit schwerer Unruhen und ständiger Anbotmäßigkeiten. Wild und verworren sah es im Lande aus; von den Höhen schauten zerstörte Schlösser hernieder, in den Tälern rauchten ausgebrannte Kirchen und Klöster.

Die Kirche dagegen hatte ihre Macht erweitert und ihren Besitz eifrig vermehrt. Auch im Sachsenlande war so mancher Hof, der früher im Eigen freier Bauern gestanden, in tote Hand übergegangen, und ein Teil der Gerichtsbarkeit

nach dem andern bröckelte von der Macht der Gaugrafen ab und ging auf die geistlichen Herrn über.

Auch der Teuthof, hart unter der Groteburg, der altgermanischen Befestigung gelegen, dessen Gebäude durch die großen, weitschattenden Linden fast verdeckt wurden, war von ihnen als herrenloses Gut in Beschlag genommen, seitdem Vater Ortwin das Zeitliche gesegnet, und die fromme Frau aufs neue im Kloster Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Und Wohlstand folgte dem emsigen Schaffen. Mit kundiger, arbeitsgewohnter Hand schalteten dort jetzt die grauen Mönche von Abdinghof, verbesserten den Betrieb, rodeten weite Strecken Dedland und besorgten die Acker- und Viehwirtschaft aufs beste.

Hoch aufgehorcht hatten all die freundlichen Bewohner der lauschigen Waldesstille, als eines Tages ein Klopfen und Hämmern anhub, als das Kreischen der Säge und das Pochen der Art hörbar wurde und sich Tag für Tag wiederholte, und als dann gar, von den Händen der christlichen Eindringlinge gezogen, eiserne Glocken ihren Klang ertönen ließen, weithin über Berg und Thal, durch Wald und Au. Neugierig hatten sie, die Nixen und Elfen, Zwerge und Wichtelmännchen, aus ihren Verstecken hinter den alten Hecken, hinter Wachholder, Ginster und Heidekraut hervorgelugt und mißmutig ihre Stirn in Falten gelegt, als sie die ungewohnten Gesellen in dunkler Rutte und Kapuze dort schalten und walten sahen, und als sich gar eine Kapelle mit einem Kreuz als Liebeszeichen oben im Waldesdunkel erhob. Denn nicht das uralte heilige Hakenkreuz war's gewesen, das Sinnbild der ewig schaffenden, immer sich verjüngenden Naturkraft; nein, ein neues Sinnbild, eine Nachbildung des Galgens, an den das schwarzhaarige Volk der Juden den neuen, Mensch gewordenen Gott zur schimpflichen Strafe geheftet hatte.

Das klang ihnen wie schriller Miston, der nicht in ihre heitere Abgeschlossenheit paßte, und als sich das Singen und Klingen immer wiederholte und nun gar noch der ernste, schwermütige Gesang der dunklen Männer den wilden fröhlichen Horidorus übertönte und verdrängte, da waren sie ganz von dannen gezogen, auf bessere Zeiten hoffend.

Ja, der alte Sigrid hatte recht geweissagt:

„Fremde werden kommen und das Land dem Christengott unterwerfen; unsere Götter werden zurückgestoßen werden, ihr Priestertum wird erlöschen.“

Auf dem Leuthofe hatte eben die Glocke der kleinen Kapelle geläutet, und die Mönche versammelten sich zur Abendandacht. Da begannen die Wachhunde anzuschlagen, und am Tore der steinernen Hofumwallung erschien, mit einem starken Stecken bewehrt, barhäuptig, in der Kleidung eines Fahrenden, ein hagerer, breitschultriger Mann, dessen sonnenverbranntes Gesicht von blondem Haar- und Bartwuchs wild umrahmt war. Der mächtige Wolfshund sprang, von einigen kleineren Hunden begleitet, wütend auf den Eindringling los; dann stuzte er, wehrte mit kräftigem Bisse die kleineren Hunde ab, legte sich winselnd auf die Erde nieder, mit den Vorderpfoten den Erdboden scharrend, wedelte mit dem Schweife und sprang freudig an dem Wanderer hinauf.

„Wolf, bist du's und kennst deinen Herrn noch?“ rief der Mann erfreut, streichelte und liebkostete das Tier, das sich vor Freude nicht zu lassen wußte und immer wieder an ihm hinaufsprang, ihm Hände und Gesicht leckend.

Ein Mönch ging dem Ankömmling entgegen.

„Du scheinst ein guter Bekannter auf diesem Hofe!“ hub er an; „nicht leicht läßt unser Wotan Leute deines Schlages ungezauft davon.“

„Ich bin ein Fremder, der im Namen Gottes Schutz und Unterkunft sucht. Der kluge Hund hat den Freund der Tiere in mir erkannt.“

„Anlieb sind dem Herrn Abt solche Gesellen wie du. Doch drei Tage und Nächte magst du nach des Klosters Brauch hier bleiben, wenn du Arbeit und Muße mit den Brüdern teilst.“

„Daran soll's nicht fehlen, . . . doch: wie kommt's, daß ich die frommen Brüder hier treffe? Ich glaubte einen sächsischen Bauern auf diesem Hofe zu finden.“

„Der Hof ist als herrenloses Gut vom Kloster übernommen. Vier Jahre sind's her, daß er aus seiner Verwahrlosung von neuem erstand.“

„Berichtet einem Fremden, der Anteil nimmt an dem Geschick dieses Hofes, was Ihr wißt.“

„Nun, viel zu erzählen gibt's da nicht. Es ist der Hof eines Bauern, dessen Sohn den Grafen Otho von Schwalzenberg erschlug und ob dieser Tat die Heimat meiden muß, . . . wenn es ihn nicht gelüstet, einen Weidenstrick als Halstuch zu tragen . . .“ lachte der Mönch. „Als nun der Vater in seinen Sünden dahingefahren war und die fromme Mutter sich in das Kloster zu Paderborn zurückgezogen hatte . . .“

„. . . So lebt die alte Bäuerin noch?“ warf Manfred erregt ein.

„Sie ist gestorben; . . . aber was kümmert dich das Geschick der alten Frau?“

„Nichts . . . erzählt nur weiter,“ wehrte Manfred ab.

„Ja, . . . und als nun der schöne Hof zu verfallen drohte, da hat der Abt von Abdinghof ihn an sich genommen. So kamen wir her, und was wir geschafft, das mag dir ein Blick in den Garten und auf die Felder zeigen! . . . Doch horch, die Brüder singen schon. Verweile hier, bis unsere Andacht zu Ende ist, dann will ich dich dem Bruder Kämmerer melden, der dich zur Arbeit anstellen wird, . . . sofern dir daran liegt, Speise und Trank durch gute Arbeit zu verdienen.“

* * *

Als Manfred allein war, ging es wunderbar durch seine Seele. Hier die alte Stätte, wo er als Knabe gewelt, der treue Hund, der ihn wiedererkannt nach so langen Jahren, . . . die Eltern tot, . . . der Hof, sein Hof, in fremder Hand, . . . und dazu die ernstesten Gesänge der frommen, fleißigen Mönche, wo sonst der frohe Kriegs- und Jagdruf seiner tollten Freunde erklingen war. Raum konnte er's fassen, ihm war die Heimat zum zweiten Male zur Fremde geworden.

Die Hunde hatten sich mittlerweile beruhigt; Wolf, den die Mönche Wotan nannten, und seine Liebkosungen wehrte er von sich ab. Er durfte sich nicht erkennen lassen; hatte er doch zu seinem Leidwesen und Erstaunen erfahren,

daß seine That gegen den Schwalenberger Grafen noch nicht aus dem Gedächtnis der Leute erloschen war.

Raum war der Bruder in der Kapelle verschwunden, so trat Manfred einen Rundgang durch die Wirtschafft an. Die Neugier reizte ihn, zu sehen, wie die Mönche mit seinem Eigen gewirtschaftet hatten. Lachende Wiesen, grünende Felder dehnten sich ihm entgegen. Aus den Ställen klang das dumpfe Brüllen stark gehörnter Rinder und das wohlige Grunzen der Schweine. Ein starker Schlag heimischer Pferde und Ochsen arbeitete, von kriegsgefangenen Leuten wendischer Abkunft geführt und vor den schweren Pflug gespannt, auf den sorgsam bestellten Feldern; mit Freuden und Staunen nahm er es wahr.

„So können die frommen Brüder doch mehr, als geistliche Lieder singen,“ war das Lob, das sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängte.

Vor allem aber erfreute sich sein Herz, als er durch den neu nach römischem Muster angelegten und wohlgepflegten Garten hinter dem Wohnhause einherwanderte. Sauber war er in Beete eingeteilt, wie er es in seiner Jugend niemals gesehen, und auf jedem Beete wuchsen allerlei Kräuter für Küche und Haus. Auch Rosen und Lilien, vom fernen Osten hier eingeführt, spendeten Duft und Farbe und erfreuten sein Herz. Aprikosen, ja einige Birnbäume waren mit den heimischen Apfelbäumen vermischt und versprachen reiche Ernte. Die Beete mit Salat, Kohl und einer großen Zahl von Arzneikräutern waren reinlich mit Buchsbaum eingefast; silberblättrige Delbäume glänzten dazwischen, sogar einige Weinstöcke erfreuten sich liebevoller Pflege, und mit besonderer Andacht harrten die Mönche, ob sie wie im südlichen Deutschland wohl auch hier im rauhen Norden gedeihen und das Faß im Keller füllen möchten.

Als der Gesang verstummte, trat der Wanderer schnell zur Kapelle zurück. Aber schon trat der Bruder Kämmerer heraus und ließ neugierig seine Augen auf dem fremden Gaste ruhen, der sich ihm nun entblößten Hauptes näherte.

„Ein fremder Mann bittet um Schutz und Unterkunft.“

„Wer bist du und woher kommst du?“ fragte der andere geschäftsmäßig, „und wovon nährst du dich?“

„Aus weiter Ferne komme ich. Ich bin ein Fiedler und im Gesang erfahren; ich vermag kunstreiche Figuren aus Holz oder Elfenbein zu schnitzen, auch die Töpferscheibe zu drehen!“

„Ein merkwürdiger Beruf in so harten Zeiten für kräftige Arme. Mich wundert's nur, daß unser Botan so kunstverständig war, dich zum Freunde zu wählen; er liebt sonst Leute deines Schlages nicht“, gab der Bruder spöttisch zurück.

Der Wanderer erschraf. „Ich bin von je ein Freund der Tiere gewesen . . .“

„Aber auch ein Freund der Landwirtschaft, wie mir's scheint! Als ich aus der Kapelle kam, schienst du mir mehr Anteil am Hofe und seiner Wirtschaft zu zeigen, als Fremden sonst eigen ist. Auch erzählt man sich, daß ein gewisser Manfred sich auf Gesang und Schnitzkunst wohl verstanden habe“, erwiderte der Mönch spitz, um dann wohlmeinend fortzufahren: „Ich rate dir, meide dies Land, ehe man dich erkennt. Die wilden Kriegszeiten hier im Sachsenland, die Fehden gegen den Kaiser und der Großen unter einander haben den Mut des Volkes wild gemacht. Da möchte es sein, daß man dir einen ungastlichen Empfang bereitet.“

„Da Ihr mich erkannt habt“, rief Manfred aus, der mit Unwillen entdeckte, daß der andere Bruder aus der Schule geplaudert hatte, „so will ich nicht leugnen. Aber ich bitte Euch, ehrwürdiger Herr, vergönnt mir, dem viel Umgetriebenen, einige Tage Rast auf meines Vaters Hofstatt.“

„Nun wohl, . . . heut magst du feiern und dich ruhen. Von morgen ab sei dir gegen gute Arbeit und Kost Obdach gewährt. Mein Amt ist's nicht, dich zu schützen, wenn du selbst dich nicht hütest.“

„Ich bin ein anderer geworden als ich war. Schweres Geschick hat mich hart gezüchtigt. Ich will zum hochwürdigen Bischof pilgern und ihn bitten, daß er mich wieder einsetze in meines Vaters Erbe.“

Da lachte der andere höhnisch auf:

„Das sollte dir passen, dich als Kuckuck ins fremde Nest zu setzen. Heute Diener und morgen Herr.“

„Dienen, wo ich gebieten könnte?“ fuhr Manfred auf. Dann aber bezwang er wieder den aufbegehrenden Stolz. „Doch ich bin gebannt, Ihr seid in der Macht. Gebt mir Unterschluß, Herr“

„Gegen Arbeit sollst du sie haben. Hungerleidern aber und Lungerern weisen wir die Thür; deren gibts auf der Landstraße genug.“

„So sei's denn! Besser Knecht auf eigenem Hofe, als weiter die Wildnis durchschweifen, die Sterne überm Haupt und das Moos des Waldes zum Lager. Gott mag geben, daß auch mir einmal mein Recht werde.“

„Ueber deine Herkunft aber schweige zu jedermann, wenn ich dir raten soll. Welches Tages du dies Geheimnis brächest, müßtest du den Hof meiden.“

Manfred versprach es und begann zu schaffen, gleich den leibeigenen, kriegsgefangenen Sklaven, denen die schwere Arbeit in Hof und Scheuer, Wald und Feld oblag.

* * *

Golden war die Saat herangereift, reiche Frucht wanderte in die Scheuern, und die Dreschflügel begannen, von sehnigen Armen geschwungen, auf der Tenne zu klappern. Die Störche, die auf dem strohbedeckten Hause genistet hatten, waren verflogen; leise, ganz leise zogen die zarten Fäden des Altweibersommers über das Land, und das Laub der Bäume schmückte sich wieder mit der leuchtenden Pracht des heraufziehenden Herbstes.

Da wurde das Leid des eigenen Geschickes übermächtig in Manfred; mit plötzlichem Entschluß erbat er seine Entlassung und flehte um einen Geleitbrief an den Bischof, den ihm der mit der Aufsicht betraute Mönch als fleißigem Arbeiter gern gewährte. Und schon wenige Tage, denn der Weg zur Bischofsstadt Paderborn war wohl ausgebaut, stand er demütig vor dem Hause des Kirchenfürsten.

Bischof Heinrich von Paderborn, der zweite seines Namens, las den Geleitbrief und forderte den Fahrenden vor sich. Er richtete die grauen Augen mit scharfem Blick auf den Eintretenden, und diesem kehrte der schon gesunkene Mut sofort zurück. Denn der Bischof sah nicht aus wie ein

Federsuchser oder weltabgewandter Heiliger. Stattlich und groß war seine Gestalt; die scharfe gerade Nase verriet Tatkraft und Willen, und die große Narbe, die von der Stirn über die linke Wange lief, hätte in ihm eher einen Kriegsmann als einen Kirchendiener vermuten lassen. Bei dem wilden Sinn des Sachsenvolkes war es oft genug nötig, daß auch der Bischof das Priestergewand mit dem Harnisch, die Inful mit dem Helm vertauschte und statt des Hirtenstabes das Schwert in die Rechte nahm. Auch jetzt, wo er sechzig Jahre zählte, liebte er es noch, täglich in der Frühe mit großem Gefolge einen scharfen Ritt ins Freie zu tun, und keine noch so böse Bitterung vermochte ihn in seiner Behausung zu halten.

Geschäftsmäßig forschte er nach dem Begehr des Fremden, der in langem Bart und wirrem Haupthaar vor ihm stand.

„Hochwürdiger Herr“, erwiderte dieser, „um einer Meintat willen bin ich mit Verbannung für die Zeit meines Lebens bestraft. Zwölf Jahre habe ich fern der Heimat gelebt. Vergönnt mir jetzt eine Zuflucht in Eurem Bereich.“

„Du bist's, der den Schwalenberger erschlug?“

„Der bin ich, Herr Bischof! . . . was soll ich's leugnen? doch geschah's in ehrlichem Kampfe.“

„Und doch zu Unrecht! . . . sonst wäre der Spruch des Gerichts nicht so scharf gegen dich ergangen . . . Namntest du nicht auch ein Mädchen dein, das du verliebest, nachdem es dir einen Sohn geschenkt?“

„So ist's, Herr Bischof, wengleich auch Graf Otho dem Mädchen nachstellte, und immer der Argwohn in mir bohrt, das Kind, das sie geboren, könne sein Sohn sein.“

„Hast du Beweise für diesen Verdacht?“

„Nein, hochwürdiger Herr, . . . aber der Zweifel nagt in meinem Herzen.“

„Der Zweifel ist Teufelswerk, jag' ihn davon als guter Christ und füge nicht neue Schuld zu der alten!“ erwiderte der Bischof unwillig. „ . . . Doch sprich weiter.“

„Vergönnt mir wieder ehrlich zu werden, indem ich das Mädchen heimführe in mein Haus, . . . falls sie nicht inzwischen eines anderen Weib geworden ist.“

„Das ist so leicht nicht, Freund. Bedenke, daß der Spruch der Fehme auch mich bindet.“

Er blickte wohlgefällig auf die kräftige, ebenmäßig schöne Gestalt des Bittenden, in der er wohl Reue, aber auch Trost und Kraft und gutes Geschick zu mancherlei Arbeit entdeckte, und langsam fuhr er fort:

„Doch wäre ich wohl geneigt, dir als Laienbruder in einem Kloster Gastrecht zu gewähren, wenn du dich in allem der Ordnung fügst. . . . Kannst du schreiben?“

„Nein, Hochwürdigster. Da ich ein Jüngling war, sagte es dem Arm mehr zu, den Ger zu werfen und den Pflug zu führen.“

„Dann müßtest du's lernen. Drei Jahre will ich dir Freistatt im Kloster Abdinghof vergönnen. Dann will ich dich in die Einsamkeit schicken, wo du deine Sünde bereuen und dich ganz dem Herrn weihen magst. Wie dann Gott dein Schicksal fügt, magst du in Demut erwarten.“

Wohl war Manfred mit höhersfliegender Hoffnung gekommen, aber er bezwang sich, küßte ehrerbietig die dargebotene Hand des Würdenträgers und verließ das Gemach, in das nun schon andere nachdrängten, um vor das Angesicht des hohen Herrn gelassen zu werden. Nur mit Mühe vermochte der dienende Bruder die Ungeduldigen zu händigen.

* * *

Siebentes Kapitel.

Im Klosterfrieden.

Am Nachmittag desselben Tages stand Manfred vor dem Abt des dem heiligen Peter und Paul geweihten Zisterzienserklosters Abdinghof, das fromme Hände und Herzen wenige Jahre zuvor nach der Weise der Clunienser eingerichtet hatten. Inmitten alter Baumgruppen erhob es sich unweit des Hohen Domes zu Paderborn, nach außen durch eine hohe, weiß gefalkte Mauer abgesperrt. Freundlich lugten die reichtragenden Obstbäume über die Mauer und lockten die vorüberstreichenden Knaben und Mädchen, ihre Kletterkünste zu versuchen. Aber auch zu Steinwürfen nach den

reifen Früchten bot sich Versuchung dar, und dieser Beschäftigung lagen gerade ein paar derbe Schlingel ob, ohne der Anwesenheit des Herrn Abtes zu achten, als Manfred die Glocke läutete. Der Abt, im Gegensatz zu seinem Vorgänger Gumbert ein bequemer alter Herr, betrachtete Manfred gutmütig durch ein Glas, das er sich hin und wieder vors Auge hielt, und hieß ihn an einen lauschigen Platz folgen.

„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant“, wie ein alter Klosterschulmann die schönen Worte im ersten Korintherbriefe, Kapitel dreizehn, übersetzt. „Kinder sind Kinder und Kinder treiben Kindisches. — So laß uns hier Platz nehmen, wo wir vor den Wurfgeschossen dieser jungen Subber sicher sind . . .“

Er nahm Manfred in etwas umständlicher Weise den Beleitbrief ab, entfaltete ihn, las ihn und nickte befriedigt. Dann fuhr er mit einer gewissen Feierlichkeit fort:

„Ora et labora, bete und arbeite! das ist der Leitspruch unserer Brüder. Ich denke, du wirst nicht gegen die Natur handeln, wenn auch du diesem Leitspruch hier bei uns folgst.“

„Ich werde mich nach Kräften mühen, mein Vater.“

Ein klein wenig wie verhaltener Trotz lag in dieser Antwort, was aber der Abt nicht zu bemerken schien, denn er erwiderte, indem er ihm die Hand reichte:

„Dann sei willkommen in unserem Hause. Ich will nicht fragen, wie in der Odyssee der Fremdling gefragt wird, woher du kommst, — nicht fragen, wer du bist, — nicht fragen, wohin du gehst . . .“ fuhr geschwätzig der Alte fort. „Ich sehe dir an, dir liegt manch Schweres auf der Seele. Das wird durch emsige Studien am schnellsten vertrieben. Wie ist's denn mit deinen klassischen Kenntnissen?“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr . . .“

„Nun“, fragte der Abt dagegen, „hast du einmal, sagen wir, von Cicero oder Homer gehört oder gelesen?“

Manfred verneinte.

„Nein? Nichts von Cicero gehört? Nichts von Homer? Ach, mein Lieber, da fehlt dir freilich vieles an deiner Bildung; da ist dir also die Schönheit und der Reichtum des klassischen Altertums noch nicht aufgegangen.“

Aber das wirst du lernen. Nur fleißig lesen und schreiben, deutsch und latein zunächst, — vielleicht kommt dann später das Griechische. Und dazwischen immer die Buß- und Betübungen, die das Kloster vorgeschrieben hat, und die köstliche, für Herz und Leib gesunde Arbeit in Garten und Feld. Dann werden sich deine Backen auch wieder runden und du wirst wieder frisch und frei in die Welt schauen mit deinen blauen Augen. Also, nur Mut! Arbeit für Körper und Geist in rechter Abwechslung, das verscheucht am sichersten die bösen Geister."

Er winkte mit freundlicher Neigung des Kopfes Entlassung, und bald gesellte sich zu dem Neuling ein jüngerer Bruder, der ihn in seine dürstige Zelle führte.

So war Manfred als Laienbruder in die Gemeinschaft des Klosters Abdinghof aufgenommen. Jetzt hatte er Ruhe gefunden für seinen armen gehehten Leib, Ruhe für die nach Erlösung dürstende Seele. Wurde es ihm, der die Freiheit seit Kindheitstagen gewöhnt war, oft auch blutsauer, sich in die strenge Regelmäßigkeit des Klosterlebens zu fügen, das Beispiel all der anderen Brüder half ihm darüber hinweg, und nicht lange, so war ihm der gleichmäßige Gang der Arbeit zur Gewohnheit geworden. Nur manchmal wallte wohl das alte Blut des freien Sachsen in ihm auf, als wollte es die beengenden Ketten zersprengen, und in seinem Innern rief es: „Schäme dich, du stolzer Sachsensohn, dich von Roß und Schwert, von Holz und Heide zu entwöhnen, und hier fremdsprachliche Litaneien zu singen . . .“, — aber die strenge Klosterzucht, das gütliche Zureden der Genossen, der Gedanke verfehmt zu sein, sobald er die heilige Zelle verließ, brachten ihn immer wieder zur Ruhe. Und nicht lange, da rundeten sich, wie der Abt vorausgesagt, wieder die Backen, es strafften sich die Arme, und heller sahen wieder die blauen Augen in die Welt.

„Wie dir das neue Leben wohl behagen wird, Bruder?“ scherzte wohl anfangs einer der grauen Mönche. „Du siehst nicht aus, als wenn du bisher allzuviel auf den Knieen herumgerutscht wärst.“

„Nach Bart und Haar zu urteilen, bist du ein Waldmensch — wie eine Eiche im Sturm —, das Stillsitzen über

den Pergamenten wird die ungelente Hand ermüden und dir arges Kopfweh bereiten“, meinte ein anderer zweifelnd.

„Und doch wißt Ihr nicht, ob meine Hand nicht kunstgeübter ist als Eure Taze,“ erwiderte er; und er behielt Recht, — zum Erstaunen der Brüder. Von Jugend auf der künstlerischen Tätigkeit wohl geneigt, gewöhnte er sich rasch an das ruhige Leben, und bald war ihm die Kunst des Schreibens kein Geheimnis mehr. Ja, sehr bald gewährte man, daß er in der Kunst des Schönschreibens es mit manchem der älteren, hochgelehrten Brüder ausnahm, sie gar bald darin übertraf, und wenn bei den Abschriften, die die Brüder für die Bücherei des Klosters aus alten heidnischen, aber auch aus neueren Schriften angesehener Klosterbüchereien fertigten, besonders schöne Anfangsbuchstaben in bunten Farben zu entwerfen waren, so zog man ihn gern zu Rate, und er wurde nicht müde, immer neue Muster für den Buchschmuck zu erfinden. Und als einst eine Handschrift des Heliand fertig geworden war, die die Brüder dem Herrn Abt zu seinem Jubelfest überreichen wollten, — eine kleine Bosheit lag darin verborgen, weil die grauen Brüder wohl wußten, daß ihres Abtes Sinn nur nach lateinischer und griechischer Klassizität stand, daß er aber die deutsche Dichtung für barbarisches Stammeln hielt, — da wurde er mit dem Entwurf des kunstreichen Holzdeckels betraut. Er führte ihn so aus, daß alle erstaunt waren, und erfand ein Bild, die Nonne Roswita darstellend, wie sie knieend dem Kaiser Otto ihre Werke überreicht.

„Ei, ei“, scherzte der Abt, als die Brüder ihm das Kunstwerk überreichten. „Die schönen Formen der Jungfrau Roswita treten so natürlich hervor, als wäre der Bruder Cölestinus nicht immer im keuschen Kloster erzogen, sondern hätte schon eine weite Wanderung durch die sündige Welt gemacht. — Aber du weißt: ich frage nicht woher, ich frage nicht wohin. Jetzt hast du dich als freundlicher und kunstgeübter Bruder erwiesen und ich danke dir.“

* * *

So gingen die Zeiten hin in immer gleichem Lauf. Kein Ereignis der Außenwelt drang an das Ohr der frommen

Brüder, wenn nicht einmal ein Bauer der Umgegend oder ein fahrender Händler, der eigenen Auffassung gemäß, berichtete, was er in der Stadt oder beim Wandern erfahren. Und nur der Traum führte Manfred wohl einmal in die vergangenen Zeiten zurück, da noch die Streit- und haßerfüllte Welt ihn umgab.

Einmal lag er mit wachen Sinnen in der Morgenfrühe auf dem Lager. Dumpfe Töne hallten leise an sein Ohr, die schwangen und klangen, die summten und rauschten, bis er erwachte. Auch die Genossen seiner Zelle waren wach geworden; die einen waren auf die Knie gesunken und beteten, obwohl es doch noch nicht an der Zeit dazu war, andere rieben sich den Schlaf aus den Augen, sprachen schnell ein Ave Maria und sanken gleichfalls ins Knie.

„Steh auf, Cölestinus, — eines Bruders Seele hat ausgehaucht. Bete für ihn.“

Die Worte klangen wunderbar in ihm nach. Zum erstenmal seit Jahren, daß ihn das Sterben eines Menschen innerlich erfaßte. Wie manchen hatte er dahinfahren sehen in der Maienblüte der Jugend und der Sünde . . . Man hatte ein Loch in die Erde gegraben, sechs Schuh tief, irgendwo im Walde oder auf dem Felde; irgend ein fahrender Gesell hatte ein Kreuz über den Toten geschlagen und ihm ein paar Hände voll Erde nachgeworfen, oder, wenns hoch kam, ein Vaterunser gebetet, . . . und hier: eine andächtige Schar sank, sich demütigend vor der Allgewalt des Todes, ins Knie, und feierlicher Glockenklang geleitete die entschwindende Seele hinauf ins Licht, . . . und war doch auch ein sündiger Mensch gewesen, dessen Seele dort auf fuhr, der geliebt und gehaßt, der gehofft und geirrt hatte wie wir alle, . . . der gekämpft hatte, . . . ja, gekämpft, aber überwunden. Das war's: er hatte gesiegt, hatte den schlimmsten Feind in der Brust besiegt, sich selbst. Das war christlicher Glaube, das war des Christen Trost in allen Leiden und allem Ungemach der Welt.

„Wo bleibt nun die unsterbliche Seele?“ fragte er leise, als sie nach der Andacht zum Frühmahl den Kreuzgang entlang schritten, einen ihm Vertrauten.

„Bruder, . . . hast du noch Zweifel? . . . So komm mit.“

Er führte ihn an die Leiche des abgeschiedenen Mönches, der in einer Zelle aufgebahrt lag, während zu seinem Haupte und den Füßen je ein Bruder betete.

„Schau ihm ins Antlitz.“

Manfred blickte auf den Toten: ernst, still, feierlich die Züge im wachsblassen Gesicht wie mit dem Meißel geschnitten, so lag er da, der noch vor wenigen Tagen mit ihnen geplaudert und gescherzt . . . Kein Gram, kein Falsch, kein Schalk mehr in seinen Augen, die sonst so fröhlich gelacht; die Lider geschlossen, tief eingedrückt, . . . in selbigem Frieden.

„So sehe ich zum ersten Male den Tod“, sprach Manfred erschüttert. „Leise zieht er bei Euch ein, wie zum Kirchengang . . . Ich kannte ihn nur, wenn er in wildem Tanze dahin fährt.“

„Was hältst du von der Seele und ihrem Bleiben?“

„Die Valküren, so malte ich mirs wohl aus, tragen den gefällten Helden empor zu den Einheriern.“

„Heidnischer Spuk!“ erwiderte erschrocken der andere.

„Sieht dieser aus wie einer, der dem Loden deiner wilden Weiber folgt?“

„So habt Ihr doch recht“, versetzte Manfred nachdenklich, doch überzeugt, „. . . so habt Ihr doch recht mit Eurer christlichen Lehre. Der Bruder sieht aus wie einer, des Seele in stillem Frieden an die Brust des Vaters zurückkehrt.“

„Amen“, versetzte der andere. „Nun weist du, was du fragtest“, — und still schlichen sie hinaus.

Noch manchen der Brüder, der ihm ans Herz gewachsen war, sah Manfred dahingehen; mancher Jüngling trat neu in ihre Gemeinschaft, von frommem Sehnen getrieben, aber auch manch Alter, der die Stürme der Welt gekostet und nun Ruhe suchte für seinen siechen Leib, seine irrende Seele. Mit dem Blicke des Seelenforschers und -künstlers betrachtete Manfred alle, die vor seinen Augen aus- und gingen, und mit Staunen gewahrte er, wie verschieden die Kostgänger am Tische des Herrn sind. Da gab's Emsige und Träge, fromme Beter mit denktiefen Augen und lose Schwäzer, die

das Ende der vorgeschriebenen Gebete nicht abwarten konnten, um irgend einen losen Schwank, der ihnen eingefallen war, zu berichten; da gab's verschlossene Herzen, die alles, was sie in sich trugen, tief in der Brust zurückbehielten, und offene, die das Herz auf der Zunge trugen. Da waren Wahrhaftige und Lügner, Edle und Gemeine, Treue und Untreue, Hohe und Niedere, Gelehrte und Angelehrte, helläugig Blonde und schwarzäugig Dunkle, Kluge und Einfältige, und sie alle überschattet von der großen Kuppel des klösterlichen Gelübdes, das sie alle hineinzwang in den täglichen Dienst für Gott, in die Arbeit für den Orden, der alle Kräfte für seine wirtschaftlichen und geistlichen Ziele verlangte.

Er sah, wie der Dienst an Gott und an der Welt ineinandergriff, wie kunstreich gegliederte Maschinen, eins das andere erwärmend und belebend, stützend und bedingend, stete Anspannung des Leibes und der Seele fordernd. Ja, jetzt lernte er's erkennen: darin lag das wahre Leben: Seele, Körper und Geist in gleicher Weise zu bilden, und so ward er der Frömmsten und Tüchtigsten einer, ohne daß er selber nach Ehre und Anerkennung strebte; nur für sich selber suchte und fand er Trost und Gnade.

Einst forderte ihn der Abt vor sich.

„Man erzählt mir, Bruder Cölestinus, daß du ein Meister geworden seiest in der Kunst des Schönschreibens und Malens. Die Nonne Roswita hat's mir schon dazumalen bezeugt; man lobt auch deinen klugen und frommen Sinn, aber verschlossen bist du gegen die Brüder . . . Fühlst du nicht den Trieb in dir, dein Herz einem Freunde zu öffnen?“

„Verzeiht mir, würdiger Vater, . . . ich suche nur Ruhe für meine zermartete Seele.“

„Das ist nicht brüderlich gedacht, mein Lieber. Du weißt, ich frage nicht, woher du kommst, ich frage nicht, wohin du gehst, aber bedenke: Gott hat dich nicht allein in die Welt gestellt, sondern uns alle miteinander, daß wir in Herzens- und Leibesnöten einander beistehen . . . Auch bei der Erholung und Kurzweil ziehst du dich, wie mir berichtet wird, von den Genossen zurück.“

„Herr Abt, die Zeiten frohen Leichtsinns sind vorüber; nur in einsamen Nächten kehren sie wohl noch zu mir zurück . . .“

„Daraus sehe ich, du bist im Innern noch nicht geläutert . . . Wie wär's, wenn du vor dir selber Beichte ablegtest und in schönem Rednerschwunge und ciceronianischem Stil dein eigen Leben beschriebest? Die Mußestunden zu vergrübeln, reizt den Teufel nur an, seine Saat in die Herzen zu streuen. Fromme Rückschau zu halten, . . das ist's, was die Engel lockt, uns zu besuchen. Sie seien die Gefährten deiner Einsamkeit.“

„Ich will's versuchen, mein Vater“, erwiderte Manfred, und fortan verließ ihn der Gedanke nicht mehr.

Und mehr als früher zog er sich von den Genossen zurück, länger als sonst ging er sinnend umher, wie er's wohl begänne, von sich selber Rechenschaft zu geben, um dann, wenn er geendet und Erlösung gefunden, sein Leben in der Einsamkeit zu beschließen und seinem Gott ergeben, wunschlos zu sterben.

Und er bedurfte dieser Selbstschau, noch immer folterte ihn die Reue. Immer wieder stand das Bild des Erschlagenen vor seinem Auge, und scheu sah er wohl auf seine Hände, ob das Blut noch an ihnen klebe. Mehr als je aber verfolgte ihn das Bild des treuen Mädchens, das er ins Unglück gestürzt. Noch immer fühlte er das sanfte Weben der schwülen Nacht, der er und seine Geliebte erlagen . . . Wo mochte sie weilen? Wo war der blonde Knabe, dem er Vatersorge hätte erzeigen müssen? und wieder trat das böse giftige Unkraut in seine Seele: war's denn sein Knabe? oder der Knabe jenes andern, den er haßte?

Nur in harter Arbeit fand er Ruhe vor den quälenden Gedanken, in der immer gleichen Arbeit, die ihn und die so verschieden gearteten Brüder zu gemeinsamem Denken und Leben verband.

Am liebsten war ihm der Umgang mit dem alten Pater Stephanus, der die Stelle des Bücherwirts bekleidete. Dieser hatte in früheren Jahren viel von der Welt gesehen, sich dann vor ihren Tücken in die Stille des Klosters zurückgezogen, war aber als gelehrter Mann von der harten Arbeit

befreit worden und hatte daher Muße gehabt, alle Urkunden des Klosters zu durchforschen. So war ihm vieles kund geworden, was andern verborgen blieb, und an stillen Sonntagnachmittagen, wenn die laute Arbeit ruhte, erging er sich wohl mit dem Bruder Cölestinus unter den hohen Bäumen des Gartens und berichtete ihm, was er aus der Geschichte des Landes gelesen. Wohl war die Auswahl schwer unter der Fülle des Stoffes, . . . eine Lieblingsgeschichte aber hatte er, für die nicht jeder Sinn hatte, und die er nun immer wieder gern berichtete, da er bei Manfred auf so tiefes Verständnis gestoßen war. Das war die Geschichte, die der fromme Mönch Ekkehard in St. Gallen vor mehr denn hundert Jahren in gutem Klosterlatein aufgezeichnet hatte, der Liebling der Brüder und vertraute Ratgeber Kaiser Ottos des zweiten und seiner Gemahlin. Er berichtete von der Frau Hadawich auf dem Hohentwiel, nach dem Tode ihres Gemahls Burchard verwitweten Herzogin zu Schwaben, und ihrer keuschen Liebe zu dem in derlei weltlichen Dingen so unerfahrenen Bruder Ekkehard. Er erzählte von dem Einbruch der Ungarn, die das Kloster in Asche legten, von den vielen Einfällen dieser wilden Horden ins deutsche Land und ihrer Abwehr durch das scharfe Schwert der deutschen Könige.

Ja, jetzt ging ein Licht in ihm auf, was es mit seinem Deutschtum auf sich hatte, und gern versenkte er sich mit dem gelehrten Manne zusammen in die alten Schriften, kaum daß das Läuten zur Andacht sie ihren eifrigen Studien entzog. Dem Pater Stephanus schloß Manfred sein Herz auf und berichtete zum erstenmal einem mitfühlenden Herzen, was ihn bewegte.

„Schlimmeres ist's nicht?“ erwiderte der Pater. „Nicht viel anders ist's mir ergangen, lieber Bruder. Auch ich war in Liebesbanden verstrickt und habe mich hierher geflüchtet. Darum bedarfst du aber nicht der wilden Kasteiungen, wie ich sie wohl bei romanischen Büßern gefunden. Siehe, uns Deutschen steht eine innige Versenkung in Gott wohl an; aber, wie du aus der Geschichte, die ich dich gelehrt, wohl weißt, wir Deutschen sind nicht Sklaven unseres himmlischen Vaters, wie wohl die Römer knechtischen Sinnes

das empfinden. Uns ist Gott der Herr und wir sind seine Dienstmänner; was uns gegen ihn erfüllt, das ist Hingabe und Treue, wie den schwertragenden Mann Huld und Treue gegen den Lehnsherrn erfüllt. Was das Christentum voraus hat vor der Religion des alten schwertgewaltigen Wotan, das ist die allumfassende Liebe. Das ist's, was auch dem deutschen Geiste entspricht, was aber unsern Altvordern fehlte. Mit diesen Gedanken betrachte fortan die Welt und so geh auch an deine Lebensgeschichte! . . . Was macht denn der Plan? Reifen die Früchte?"

"Das Latein wird mir schwer. Wenn ich Ekkehard's Stil mit dem meinen vergleiche, so ist's wie Nachtigallenschlag gegen das rauhe Krächzen der Elstern; ich habe keine rechte Freude daran . . ."

"Je nun, Meister Ekkehard ist einer alten gelehrten Klosterschule entsprossen, — aber warum muß denn die Sprache lateinisch sein? Das ist eine fremde Hülle, in der doch unsere deutsche Seele gereift ist. Und wenn auch der Herr Abt, der in Cicero's klassischem Stil den Zweck der Welt erblickt, nicht zufrieden sein mag, — glaube mir: die Zeit ist nahe, da die schöpferische Kraft deutschen Gemüts in heimischer Sprache sich entladen wird. Darum versuchs!"

Und fortan saß Manfred still in seiner Klause und fügte einen Satz an den anderen, — in deutscher Sprache; und je mehr er schrieb, desto mehr ging ihm die Kraft des Mutterlautes auf, und immer weiter, immer tiefer versenkte er sich in das Leben seines Volkes. Niemals aber versäumte er an Sonn- und Feiertagen das ihn stärkende Zusammensein mit dem gelehrten Freunde, sei es im Sommer unter den schattigen Kronen der Bäume, sei es im Winter am knisternden Feuer des Kamins.

* * *

So gingen die Jahre dahin in mühevoller Arbeit und beschaulicher Gottinnigkeit. Den Bischof sah Manfred selten; nur an hohen Festtagen schritt er vor den Brüdern her zum Hohen Dome, spendete den Segen, nahm auch wohl das Mahl mit ihnen gemeinsam ein. Aber er spielte keine

Rolle in dem Leben der Mönche, deren ganzes Dasein in den engen Klosterräumen beschlossen war.

Um so mehr erstaunte Manfred, als er eines Tages in die bischöfliche Pfalz gefordert wurde.

„Heute sind's drei Jahre, seit du ins Kloster tratst“, begann der Bischof.

Manfred schien sich zu besinnen.

„Du selbst weißt es nicht“, fuhr der Greis lächelnd fort.

„Nun, der Bruder Notarius hat ein sicheres Gedächtnis und ein noch sichereres Merkbuch, in dem er alle wichtigen Dinge verzeichnet. Gott hat mir Leben und Kraft erhalten. Wie steht's mit deinem Seelenheil?“

„Mein Herz ist lange in die Irre gegangen, ehrwürdiger Vater, doch habe ich überwunden“, antwortete Manfred mit zitternder Stimme.

„So hat auch dein Herz einen Sammelpunkt gefunden in Gott! — und nun?“ forschte der Bischof.

„Ich bin bereit zu tun, was mein Vater mir aufträgt.“

„Frei sollst du wählen, . . . ich zwingen dich nicht. Vorerst magst du in die Einsamkeit gehen, um weiter Leib und Seele zu kasteien, und nach aber drei Jahren magst du dich entscheiden. Willst du dann in unsere Gemeinschaft treten, so sei die Vergangenheit vergessen; willst du aber zurück in das Leben des schaffenden Bürgers oder Bauern, so will ich sehen, dir den Weg zu ebnen.“

„Ich habe keinen anderen Gedanken, als Gott zu dienen“, erwiderte Manfred tonlos.

„Dann höre zu: Ich habe ein eigen Probestück für dich ausersehen. Zwei Tagfahrten von hier, in tiefer Wald-einsamkeit, ragen über den Bergeshöhen zerklüftete Steine empor, die der Volksmund die Externsteine nennt, wegen der Tausende von Aeffstern (Elstern), die dort ihr Wesen treiben. An diese Stätte uralten Gözendienstes magst du gehen, und wie der Heilige Vater Gregor es wünscht, alles vorbereiten, damit dort einst eine christliche Betstätte entstehe. Zu diesem Ziele hab' ich die Steine für das Kloster Abdinghof gekauft.“

„Ist's dort, Herr, wo die wilden Wasser der Urzeit eine Höhle gruben, die mir Unterschlupf gewähren möchte? Wo ein tiefer Waldsee aus verstecktem Dunkel heraufträumt?“

„Eben dort . . . ! Du kennst die Stätte?“

„Ich sah sie als Kind, Herr, dann als Jüngling; . . . nicht fern davon bin ich daheim.“

Der Bischof sann nach. Sollte er den kaum Befebrten so in die Nähe seiner Heimat schicken? Er verriet seine Erwägung, denn er fuhr nachdenklich fort:

„Auch deines Vaters Erbe gehört jetzt dem Kloster zu eigen. . . . So geh' dorthin, mein Sohn, zu neuem Leben, deinen Gott zu suchen.“

* * *

Als Manfred dann vor dem Abt stand, um Abschied zu nehmen, äußerte dieser:

„Nun, meine Mahnung hat genützt. Du siehst froher aus, lieber Bruder, als einst. . . . Doch was macht das Curriculum vitae, zu dem ich dir geraten?“

„Ich habe begonnen, Herr Abt, . . . doch in deutscher Sprache.“

„In deutscher Sprache? Meinst du, die harte, ungefüge Sprache weich und schmiegsam machen zu können, um innere Gefühle darzustellen? So war meine Hoffnung umsonst, einen Cicero aus dir zu machen? Nun, ich will nicht rechten: der Herr sieht das Herz an. Lebe wohl!“

So wanderte Manfred, mit dem Segen seiner Ordensoberen versehen, einen Stecken in der Hand, in ärmlichem Mönchsgewande, nur mit geringem Mundvorrat und dem nötigsten Handwerkszeug zur Rodung des Waldes ausgestattet, zu neuem Leben in die Wildnis hinaus.

Achtes Kapitel.

Stilles Sinnen.

Wohl war es einsam auf der Wanderung, als Manfred rüstigen Schrittes durch die weite Gotteswelt dahinschritt, und doch schlich sich Freude in sein Herz ein, wie er es seit Jahren nicht gekannt. Frei umwehte ihn die heimatische Luft und in vollen Zügen genoß er der lieblichen Landschaft, deren er in der Kutte des Mönches ohne Fährlichkeit

sich erfreuen konnte. Ein Dankgebet entrang sich seiner Seele, und dem Mund entströmte seit Jahren zum ersten Mal ein frischfröhliches Lied.

Der Jugend gedachte er und unheilige Gedanken kamen über ihn; waren es wirklich böse Geister, die hier Bäume und Sträucher bewohnten, die Ried und Rain schützten und belebten? Waren es nicht die Kinder frischer Natur, Kinder des Alls, das ihn jubelnd umgab? Und waren vielleicht doch der strenge, ernste Vater im Himmel und sein himmlischer Sohn, der Erlöser, Ausgeburten schwacher menschlicher Gedanken?

Bald nahte er dem Quellgebiet der Lippe. Da rauschten die alten Bäume, hinter denen das Schloß des Edlen zur Lippe aufragte. Dort war's, wo er vor Jahren vor den Augen der lieblichen Mechtild den Speer geschwungen und das Roß getummelt; dort winkten die Baumkronen, unter denen er den Wisentstier erlegte, — und dort, tauchte dort nicht die lichte Waldung herauf, in herbftlichem Glanze schimmernd, in deren Schutze die Meintat geschah, die dann zum Fluche seines ganzen Lebens wurde?

Die Schatten der Vergangenheit stiegen wieder düster in ihm empor. Der frohe Sang verrauschte, und er besflügelte den Schritt.

Jetzt tauchten sie vor ihm auf, die lieblich geschwungenen Höhen des Osning, aber sie rührten ihn nicht. Er dachte nur der Wildnis in ihrem Innern und der Schrecknisse, die sie barg.

Froh war er, hart am Fuße des Gebirges, am äußersten Ende des bebauten Landes eine Herdstatt zu gewahren, wo der Bauer Gundolf hauste, der dem verstört dreinschauenden Gaste karge Unterkunft für die Nacht bot.

„Es kommt ein Wetter herauf,“ hörte er den Bauern sagen; „die Hexen tanzen um den Kreuzberg und der Barnacken trägt seinen Nebelhut.“

Also auch hier lebte noch der alte Glaube, die Scheu vor den alten Göttern, die Ecken, Böden und Winkel der altersgrauen Gebäude umschwebten.

In der Nacht aber kam das Wetter herauf, wie der Bauer vorausgesagt. Die Blitze huschten wie feurige

Schlangen über den nachtschwarzen Himmel, eintönig prasselte der Regen auf das schilfgedeckte Haus.

„Recht so, Thor, . . . wirf nur deinen Hammer gegen die unholden Trolle, daß sie zerbersten!“ entfuhr es den Lippen des Mönches.

„Das klingt ja wie Bauerngebet! . . . das hätte ich aus dem Munde des frommen Bruders nicht erwartet,“ fuhr der Bauer heraus.

„Auch der Mönch“, erwiderte Manfred, „hat eine irdische Heimat, in der seine Seele mit beiden Füßen steht.“

Mit der Sonne erstand Manfred vom Lager. Ein Tag rüstigen Wanderns in frischer Herbstluft durch Urwald, Sümpfe und Gestrüpp brachte ihn bei sinkender Sonne an das wilde Steingefüge, das ihm von Jugend an vertraut war.

Es war alles wie einst: hohe Baumriesen, durch wildes Gerank mit einander verbunden, überschatteten dicht den Waldesboden, keines Menschen Spur war zu erspähen, schnatternd und scheltend umflatterten Hunderte von Elstern, unwillig, in ihrer wilden Einsamkeit gestört zu sein, sein Haupt. Ihm schien's nicht geheuer in dieser Gegend; das Blut wallte ihm zum Herzen, und ängstlich forschte er nach dem Eingang zur Höhle. Er entdeckte ihn bald; mit Mühe schaffte er sich Zutritt, indem er das Laub, das die Jahre dort angehäuft, mit den Armen hinwegsegte. Dann trat er ein, vorsichtig tastend. Er erkannte alles wieder: da war noch die Vertiefung im Erdboden, in der das Blut der Opfertiere sich sammelte, und im matten Schein einer trüben Handlampe erkannte er darüber in die Wand gemeißelt die ungeschickten Umrisse eines Pferdekopfes. Das war das Heilszeichen des Wotan, das er selbst einst als Knabe, seiner noch ungesügten Kunst sich stolz bewußt, entworfen. Schnell ergriff er den Meißel und unter seinen kräftigen Schlägen erstand an der gegenüberliegenden Wand im lockeren Gestein eine Fraze, um die Macht der bösen Geister zu brechen. So wirbelte ihm, da die Enge des Klosters ihn nicht mehr umfing, Altes und Neues im Kopfe umher.

Ruhelos lag er auf dem dürftigen Lager, das er sich in der Höhle aus eilig zusammengeraffttem Laub bereitet; dann aber fiel er in tiefen, bleiernem Schlaf, aus dem er leid-

lich erquickt erwachte, als schon die helle Sonne durch den Höhleneingang schien. Barbüchtig trat er hinaus: O Gott, wie war die Welt so schön in dieser prachtvollen, sonnen-durchfluteten Einsamkeit!

Er trat einige Schritte vor und wandte sich nach Westen; mühsam zwängte er sich durch die enge Felspalte, und siehe da: da glänzte es vor ihm auf; tief eingebettet träumte dort, schilfumrauscht, ein Waldsee, in dessen klarem Wasser sich die mächtigen Baumriesen spiegelten. Er reckte die Arme:

„Ja, das bist Du Gott, Gott der Liebe, Gott der Christen, der mir nach langem Irren die Heimat zurückgab.“

Die nächsten Tage war er darauf bedacht, die Behausung wohnlicher zu gestalten. Eine kleine Höhle neben der ihm zur Wohnung dienenden größeren schuf er zur Feuerstätte um, eine fest verschließbare Tür drehte sich bald in den Angeln, und das notdürftigste Hausgerät war in wenigen Tagen beschafft. Wie waren doch die Wochen voll von eifriger Arbeit. Mit der Sonne war er auf und vom frühen Morgen an bis zur sinkenden Nacht tätig; kaum daß er sich Zeit ließ, die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Auf einem Einbaum, den er mit dem Beile aus einem vom Sturm gefällten Waldriesen hergerichtet, besuhr er den See, der unwillig schien, daß ein sterblicher Mensch ihn sich nutzbar machen wollte, und in selbstgeknoteten Netzen fing er die silberschuppigen Forellen, die ihm zur leckeren Nahrung dienten. Das kleine Getier des Waldes fing er in aufgestellten Fallen, um sich für den Winter mit warmer Kleidung zu versehen und manches in Schlingen gefangene Vöglein, dessen Gesang er noch am Morgen gelauscht, war am Abend eine willkommene Gabe für den mageren Tisch.

Ja, fürwahr, mager war der Tisch, und vor allem: ihm fehlte das Brot; die Früchte des Waldes vermochten es nicht zu ersetzen. Da machte er sich auf und streifte die Nachbarschaft ab. Mühsam wanderte er durch die Wildnis, aber keine menschliche Behausung war zu finden. Da ging er den Weg zurück, den er gekommen, bis dorthin, wo der Bauer Gundolf wohnte, der ihm am Abend seiner Ausfahrt die gastlichen Pforten geöffnet.

„Da Ihr kein Priester seid, wie die anderen, und es nicht schlecht meint mit unsern alten Göttern, so will ich von meinem und meiner Nachbarn Vorrat schaffen, was Ihr für Euer Leben bedürft. Legt dafür ein gutes Wort für mich bei Eurem Gott ein, . . . wenn er schließlich doch der rechte sein sollte,“ — fügte er mürrisch, wie zur Vorsicht, hinzu.

Und fortan erschien, sooft der Vollmond am Himmel aufzog, ein Langohr vor der Höhle des Klausners, der auf dem Rücken einen wohlgefüllten Sack weißen Mehles, auch wohl einmal nötiges Hausgerät oder dürstigen Wanderschmuck trug, womit der Einsiedler Leib und Herz erfreuen konnte.

Für die nächsten Jahre aber mußte er selber vorsorgen, und siehe da: da erklang die Art, da kreischte die Säge ganze Tage hindurch bis in die Nacht, und als einige der Waldbäume gefällt am Boden lagen, das Holz aufgearbeitet und die Umgebung gesäubert war, da taten Spaten und Rechen ihre Pflicht, und in die lockeren Furchen streute der Einsiedler goldene Saat, die für das nächste Jahr Reife und Ernte verhieß.

Das waren die guten Tage, deren der Herbst eine seltene Fülle bescherte. Müde von schwerer Arbeit des Tages suchte er abends die Lagerstatt auf, und ein fester Schlaf stärkte ihn, bis das durch das Fenster flutende Frührot ihn weckte.

Wehe aber, wenn der Nebelmann einzog und sein graues Gespinnst über Wald und Feld zog! Wenn auf dem Wasser die Nebelfrauen wogten, oder in eintönigem Rieselnd der Regen herunterrauschte, daß die Seele sich nicht aufschwingen konnte in frohem Jauchzen! Dann klang der rauhe Schrei der Raben und das Schracheln der Elstern ihm heiserer, unheimlicher denn je, und alte böse Gedanken tauchten wieder auf, ihm den Tag verdunkelnd wie graues Gewölk. Dann standen sie vor ihm, die Geister der Vergangenheit: das Haupt des Erschlagenen grinste ihm entgegen, . . . und dort . . . im lichten Gewande auf einem Falben vorüberreitend, die Gespielin seiner Jugend. Hatte er sie nicht geliebt, wie ein deutscher Jüngling ein Mädchen lieben kann? Was aus ihrem Auge sprach, aus ihrer Stimme klang, was

er selbst Edles und Schönes in sich empfand, das hatte er in ihre Gestalt hineingewoben, . . . und die hatte er verlassen. „Das war Untreue, Manfred,“ so bohrte das Gewissen in ihm; „Untreue aber ist seelischer Tod.“

Ein andermal stand er auf der Höhe, die sich, einem fahlen Rücken vergleichbar, unweit seiner Höhle ins Land zog.

Die Sonne war schon untergegangen, ein blutroter Schein leuchtete hinter zerrissenen Wolken hervor. Ein Dunstgebilde, das in weißen Wolken auslief, lag schwarz zusammengeballt über dem Moor, einige schwere Regentropfen fielen nieder, die Vögel flatterten, wie von Angst getrieben, unruhig umher. Da krachte ein furchtbarer Schlag, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen, schwerer Regen mit Hagel vermischt prasselte hernieder und riß die letzten Spuren des Laubes von den ächzenden Bäumen. Das Rot am Himmel erlosch, und schwarz wurde die Nacht, soweit das Auge reichte. Kaum daß es dem einsamen Menschenkinde, das unwillkürlich die Hände gefaltet hatte, gelang, tastend den Weg zur Höhle zu finden.

Von dort starrte er noch lange in die Finsternis hinaus. Die Bäume bogen sich tief unter der Wucht des Sturmes, das Wasser floß in Strömen auf dem mühsam gebahnten Fußpfad dahin; ein Donner Schlag folgte dem andern, Blitz auf Blitz durchzuckte den schwarzblauen Himmel.

Nie hatte er, der Einsamkeit und den Stimmen der Natur seit langem entwöhnt, so unmittelbar die Kraft eines solchen Naturschauspiels gefühlt, seine Wucht empfunden. Es war nicht Furcht vor dem Gewitter, was ihn ganz erfüllte und leise erzittern machte; es war mehr das Schauergefühl ehrfürchtiger Andacht vor den Naturgewalten, das ihn durchströmte, als er ihnen einmal schutzlos ins offene Auge sah. War das nicht Donar, der dort im Wagen durch die Wolken fuhr, der im Blitzstrahl die feurige Art herniederwarf? Er, der stärkste und tapferste der Götter, den die in den Kampf ausziehenden Krieger besangen? Konnte, durfte man ihn denn leugnen? Hatten nicht die Ahnen ihm heilige Haine geweiht und war es nicht Frevel gewesen, daß der christliche Glaubensbote Winfrid die ihm heilige Eiche bei Weismar fällte?

Er rechnete nach: ja, heute war Thors Tag, der dem Donar geweihte Tag. Und wieder krachte ein Schlag; klang das nicht, als wenn er den Mjölner, den zermalmenden Hammer, gegen Riesen und Trolle schwang, ihr Haupt zu zerschmettern? Fast glaubte er den roten Bart des Gottes im Licht des wieder aufzuckenden Blizes leuchten zu sehen.

So peinigte ihn der alte Glaube, die Zweifel verließen nicht seine Brust. Tagaus, tagein dasselbe Bild; wenn der Wind durch die Kronen der Bäume fegte, glaubte er Wotans wildes Heer zu spüren, das durch die Lüfte dahinstob. Als der Herbst seinen Fruchtkorb mit Beeren und wildem Baumobst ausschüttete, war es nicht Frau Holle, die ihm ihre Gaben sandte? Wenn er dann aber zum Kreuze aufsah, das über seiner Lagerstatt hing, faltete er wohl die Hände und betete:

„Mächtig hallt, o Herr, Deine Stimme über die Erde, wenn Du zürnest; — Du bist ein starker, eifriger Gott.“

Lange stand er noch unbeweglich; wenn der Donner schwieg, klang nichts an sein Ohr, als das Brausen des Windes, das einförmige Prasseln des Regens, das dumpfe Grollen der Föhrenwipfel zu seinen Häupten.

So kämpften seine Gedanken in wildem Streite gegeneinander und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Erst allmählich flaute der Regen ab, der Donner wurde leiser, die Blitze seltener, und ein frischer Hauch neugestärkten Lebens wogte über dem erquicktem Erdreich. Es wurde Nacht. Groß und hell leuchteten die Sterne, und auch in sein zerrissenes Herz zog wieder Friede und Ruhe ein. Immer früher zog die Dämmerung herauf, der immer schwärzer die Nacht folgte. Wenn goldener Sternenschein sich über ihn ausbreitete, oder der Mond sein silbernes Licht herniederfluten ließ, dann war seine Seele stille, und gern schlenderte er vor seiner Höhle auf und nieder, liebliche Gedanken des Friedens im Busen bergend. Wenn aber schwarze Wolken über dem Himmelsgewölbe lagen, dann kamen wieder die bösen Gedanken. Wohl war er in der Heimat, aber Vater und Mutter waren gestorben, Freunde und Geschwister hatte er nicht, und so war ihm die Heimat zur Fremde geworden.

So ging's den Winter hindurch. Ja, wenn der einzog, wie ein siegreicher Feldherr, in strahlendem Gewande, den weißen Mantel von Schnee mit tausend blitzenden Demanten besetzt, dann jauchzte auch Bruder Manfred ihm zu, und auf kleinem, flinken Schlitten glitt er jubelnd ins Tal hinab, sodaß alle, die den ernstesten, scheuen Einsiedler kannten, sich baß gewundert hätten über sein verwegenes Tun. Aber das waren seltene Tage. Meist war der Himmel mit eintönigem Grau überzogen, und durch die Spalten der Felsen pfiff scharf und frostig der Wind.

Die Tagesstunden hindurch schaffte er emsig mit Art und Spaten. Wenn aber die Sonne gesunken war, kauerte er einsam in seiner Höhle beim trüben Schein der kleinen Lampe; schaurig klang das Geheul hungernder Wölfe und das Schnauben des Schwarzwildes an sein Ohr. Die Kunst, den Tag nach dem Kalender zu bestimmen, hatte er im Kloster gelernt; so ward es ihm kund, als die heiligen zwölf Raubnächte begannen, in denen alle Arbeit ruhte, weil in ihnen Wotan auf seinem Schimmel durchs Land reitet. Mit Säusen und Brausen zog das wilde Heer durch die Lüfte, daß die scheue Menschenseele sich vor dem gewaltigen Ansturm der finstern Mächte zitternd verbarg.

Der Jultag war sonnig. Ihm folgte ein sternklarer Abend und zum ersten Mal nach langer Frist stieg er wieder hinauf auf die Höhe des Osning und freute sich des weiten Blickes über das in tiefem Schweigen daliegende, von weißer Schneedecke überspannte Land. Ein Nachtvogel strich leise an ihm vorbei; er hörte das Rauschen der Schwingen. Langsam und feierstill löste sich der rote Mond vom Horizonte, und stieg — mählich kleiner und blasser werdend — langsam, feierstill hinauf, als scheue er sich, die Stille der Nacht zu stören, rings Berg und Tal in silbernen Schleier hüllend.

Da stand es vor ihm auf, was er so lange entbehrt; es erwachte in ihm das Gefühl von der Schönheit des Lebens. Wohl hatte er geirrt und schwer gefehlt — aber bot nicht sein Leben doch der Sonnenblicke genug? Er gedachte seiner Lebensfahrt, die er aufzuzeichnen begonnen, und

als er in seiner Klause beim wärmenden Trunk saß und das Buch hervorholte, — wie er nun langsam Blatt für Blatt umschlug und die Vergangenheit aus den alten Blättern zu sich emporsteigen ließ, da ging es wunderbar durch seine Seele. Wieviele Hoffnungen hatten damals seine Brust erfüllt! Was war davon geblieben? . . . Er stand auf und trat vor die Höhle; in der Ferne flutete wie ein breiter Streifen Silber in langen leisen Wellen die mondbestrahlte Heide. Und wie er so da stand, in die Wunder der Mondnacht starrend, tief in andächtiges Schauen versunken, da löste sich ihm ein Bild aus der Vergangenheit los: er sah sich selbst in der Zeit des Gährens, der schwellenden Kraft, wie er mühsam durch Moor und Sumpf den Weg sich suchte, einem Jagdtier auf der Fährte, und er sah sich, wie er durch lachende Fluren und goldgelbe Aecker wanderte, entlang am schäumenden Bach, oder singend über grünen Waldgrund und moosüberspinnene Felstrümmer hastete, nicht bedenkend, ob der himmlische Vater oder der lichte Baldur ihn schützte.

Was war aus all den goldenen Träumen geworden? War seine Jugendkraft stark genug gewesen, über den grauen Alltäglichkeiten des Lebens immer den leuchtenden Schimmer zu sehen, nach dem alle strebenden Seelen sich sehnten? Nein, die Schatten der Nacht hatten so oft den goldenen Traum verscheucht. Das sollte, das mußte anders werden. „Das Leben ist schön,“ flüsterte es in ihm, „gib dir nur Rechenschaft; du selbst bist ein Glückskind, das da geboren ist, aus dem tiefen Born des Schmerzes das leuchtende Glück hervorzuholen.“ Und fortan saß er alle Abende am Tagebuch, Seite auf Seite füllte sich mit den Ereignissen seines wechselreichen Lebens, und ein kunstvoll gemaltes Bild nach dem andern zeichnete seine kunstgelübte Hand.

Jetzt verschwand die Bagnis der Wintertage. Immer früher ging die Sonne auf, immer weiter spannte sie den täglichen Bogen, von Tag zu Tage sank sie später ins Tal, nur wenige Male noch wechselten Vollmond und Neumond, da war der Winter vorbei und es ward wieder Frühling auf Erden. Nicht zaghaft und langsam kam er heuer geschlichen, nein, froh und lustig sprang er heran, wie ein

wilder Knabe mit wilden Sätzen, sodaß, wer sein sonniges Lachen sah, mitlachen mußte aus ganzer Seele.

Ja, all ihr guten Götter des Himmels: du glänzender Heimdall mit dem Gjallarhorn und du leuchtender Baldur, du Schönster und Bester unter den Göttern, der du im Himmelslichte thronst, in dem nichts Unreines sich findet, den der Lanzenstoß des bösen Loki tötete, damit du dereinst am Ende der Tage in Herrlichkeit wiederkehren magst: darf ich dich nicht dem Herrn Christus vergleichen, dem Sohne des höchsten Gottes, der für uns sündige Menschen den Opfertod litt? Warum quälst du dich also, Manfred, mit den dunkeln Gedanken? Gott ist die Liebe, und sein Sohn hat sich geopfert, der sündigen Menschheit zu dienen. Den Trost findest du gleichermaßen im Glauben der Väter wie in der Lehre der christlichen Priester.

Von da an ward seine Seele ruhiger, und wenn auch die wilden Stürme wohl einmal wiederkehrten, wenn auch die Scham über sein verlorenes Leben, über den Verrat an seiner Jugendgeliebten, die Erinnerung an die Meintat gegen seinen Lehnsherrn und Gebieter ihn noch öfter niederdrückte, jetzt hatte er einen Halt gefunden: die Erlösung der sündigen Menschheit durch Gott. Das war ihm das Wesen aller Religion, — mochte er dem Christengott oder den alten Göttern seiner Ahnen zuschwören.

Wenn solche Seelenstürme über ihn niederfuhren, dann versenkte er sich in seine Arbeit draußen in Wald und Feld oder drinnen in der Klausur, und als er einst eines Sonntags von langer Wanderung heimkehrte, auf der er die weitere Umgebung erforscht hatte, mit all ihren alten Erinnerungen aus der heidnischen Vergangenheit, da klang mahnend der Wunsch des Bischofs in ihm wieder: dort, wo er hauste, ein Heiligtum erstehen zu lassen, zu dem dereinst fromme Beter wallten. Wäre es nicht schön, wenn hier eine Waldkapelle entstände, deren Glockengeläut warm in die Runde ertönte, wenn Felswände und Gestein ihren Klang weithin widerhallten?

Schnell war der Plan entworfen, und nun hatte er so viel zu schaffen bei hellem Sonnenschein oder trübem Lampenlicht, daß die Tage nicht reichten. Jetzt zerspaltete er

die Balken, sägte und hobelte Bretter und Leisten; bunte Farben schmückten das zierlich bearbeitete Holzwerk, bald war die Höhle geziert, mit einem Altar und kunstvoll geschnitten Schrein versehen, und eine schwere Eichentür drehte sich in den Angeln. Was er aus der Bischofsstadt Paderborn dazu gebrauchte, ließ er sich durch die Bauern der Umgebung holen, die sich dem frommen Bruder, der für sie betete, gern willfährig zeigten.

Auch den Scharen von Elstern, die mit ihrem hastigen Flattern, mit ihrem Schracheln und Schelten ihm so oft die Ruhe gestört, sagte er Fehde an, raubte den Brutstätten die Eier und zerstörte mit Hilfe der umwohnenden Bauern ihre Nester, und als der Sommer zu Ende ging, schwangen sie sich auf und kehrten mit lautem Geschrei der ungasflich gewordenen Stätte den Rücken.

* * *

Als Manfred im Frühjahr einst abends ermüdet von der Feldarbeit zurückkehrte, fand er einen Mönch in grauer Kutte vor dem Eingang der Klausur stehen, der seine Hand freundlich auf einen neben ihm grasenden Esel gestützt hielt. Sofort erkannte er in dem Gaste den Bruder Bruno, der ihn freundlich anrief:

„Grüß Gott, Bruder Cölestin. Hast du dir's hier wohl gemacht, lieber Bruder? So läßt man's sich gefallen. Nur mit des Leibes Nahrung scheint's hier kümmerlich bestellt, — dein Rock fliegt dir nur so um die dürren Knochen.“

„Feldarbeit vertreibt das faule Fett, aber den Kopf hält sie klar und das Herz fröhlich.“

„Das kannst du brauchen, . . . aber ich meine, auch ein gutes Schinkenbein und ein frischer Trunk sind nicht zu verachten. Und da hab' ich dir vom Bruder Küchen- und Kellermeister gute Sachen mitgebracht, die mein Brauchen mühsam auf dem Puckel herantrug. Und weil ich meinte, du würdest nichts dawider haben, habe ich mir's inzwischen hier in deinem Sanktuarium bequem gemacht. . . . Nichts für ungut!“ fügte er wie zur Entschuldigung hinzu. Denn, als sie eintraten, fand Manfred den für heilige Zwecke be-

stimmten und geschmückten Raum aufs Weltlichste zu-
gerichtet. Der Tisch war mit seltenen Leckerbissen bedeckt,
wie ihn die Wildnis hier noch nicht gesehen; einem Fäßchen
Bier war der Spund geöffnet und der schäumende braune
Trank perlte bereits in einem für heilige Handlungen be-
stimmten Becher.

„Nichts für ungut, Bruder,“ begütigte er den Klausner,
als er auf dessen Gesicht ein mißbilligendes Staunen ge-
wahrte, „bedenke den weiten Weg. Nun wollen wir uns
erst einmal stärken, . . . und dann den Auftrag des Klosters
erledigen. — Komm, setz dich her.“

„Laß dich nicht stören“, erwiderte der Einsiedler, „aber
mich magst du entschuldigen. Mein Gaumen ist solche Dinge
nicht mehr gewöhnt!“ und er holte lächelnd sein karges
Mahl hervor, was den anderen nicht hinderte, tapfer in die
mitgebrachten Vorräte einzuhauen. Endlich ließ sich auch
Manfred bewegen, einen Becher des vom Kloster selbst ge-
brauten Bieres anzunehmen, . . . und das war für Bruno,
der ein Freund guten Lebens war, ein Zeichen, jetzt ohne
jede Einschränkung der edlen Gabe zuzusprechen.

„Mit Staunen sehe ich, was du schon alles geschaffen“,
begann Bruno, „und selbst ein Totenbett hast du dir aus
dem Stein herausgehauen . . .“

„Wer weiß, wann der Tod den Menschen befällt? . . .
drum grub ich mir das Grab, um hier, wo ich mich selbst
wiedergefunden, auch im Tode zu ruhen. . .“

„Aber in einem so engen Bett? Das sieht ja aus wie
eine Wanne, worin, wie ich in der Kaiserstadt Lachen selbst
gesehen, vornehme Leute nackend ihren Leid baden . . .“

„Du scheinst kein Freund vom Baden zu sein“, lachte
Manfred.

„Da sei Gott vor. Als Knäblein hat mich, gleich nach-
dem ich die Wände beschrieen, die Umme in einer Wanne
gebadet, — — und wenn ich dereinst in den Schoß der Ewig-
keiten zurückkehre, wird's wohl meinem armen Leib wieder
begegnen. Die Zeit dazwischen aber bestimme ich selbst über
meinen Leib und da spräche ich ein Anathema aus über jeden
Tropfen Wassers, der meine Haut nehen sollte.“

„Und ich“, erwiderte Manfred, „schwimme, seitdem es warm geworden, Tag für Tag in dem Waldsee und erfrische mich an der kühlenden Flut.“

„Da sind wir eben verschieden geartet, . . . doch glaube mir, die meisten Brüder handeln wie ich. Aber komm, ich habe noch einige Flaschen süßen Weines mitgebracht, mit Ingwer und anderen feinen Gewürzen wohl durchtränkt. Die laß uns leeren; ich denke, darin stimmen wir überein. Da habe ich dem Abt mal wieder ein Schnippchen geschlagen“, schwatzte Bruno weiter, als der süße Wein in den Bechern glänzte. „Zu den heiligen Pfingsten nämlich hatten wir im Kloster ein kleines Fest. Nun, wie's dann so geht, wir hatten dem Wein tapfer zugesprochen und ich kam ein paar Avemaria zu spät zur heiligen Messe. Läßt mich der Abt rufen: „Höre, Bruder Bruno“, sagt er, „da du scheinbar keinen Wert auf die Messe legst, magst du von ihr ein paar Tage Dispens haben“, . . . und gab mir den Auftrag, hier einmal nach dem Bruder Cölestinus zu sehen. Dachte gewiß, ich sollte hungern und dürsten. Weil aber die Brüder Küchen- und Kellermeister sich deiner Anwesenheit freundlich erinnerten, und ich nicht müde wurde, für dich zu bitten, . . . wahrlich ohne an mich dabei zu denken, . . . habe ich ihm eine Nase gedreht, — du nimmst mir's ja nicht übel, Bruderherz . . .“ und hart klangen die Becher aneinander.

Solange die trübe Lampe ihr Licht spendete, saßen die beiden zusammen und gedachten der vergangenen Zeit. Am nächsten Morgen froch Bruno spät, mit trüben Augen und schwerem Kopf, von der Lagerstatt.

„Wahrlich Bruder, du hättest bei deinem Fleiß ein weicheres Lager verdient. Ist mir's doch, als hätte ich die ganze Nacht auf der Marterbank gelegen“, sprach Bruno und reckte die Glieder.

Dann aber ging er daran, den Auftrag des Abtes auszuführen. Er wanderte mit Manfred die Wirtschast durch und ließ sich alles erklären. Und der Erfolg war, wie Manfred gehofft und erbeten: nach wenigen Tagen schon kam ein Wagen, von zwei kräftigen Pferden gezogen, unter klingendem Schellengeläut aus dem Kloster an, der ihm allerlei

Vorrat brachte, dessen die kleine Wirtschaft noch bedurfte; einige Schafe und Ziegen, ja eine tüchtige Milchkuh, wanderten hinter dem Wagen her.

So ging, als der Sommer zu Ende war, Manfred, zufrieden mit dem Erfolge seiner Arbeit, mutig ins zweite Jahr der Einsamkeit hinein.

* * *

Neuntes Kapitel.

Erlösung.

Die Kunde von dem Wirken des Klausners hatte sich in der noch spärlich bewohnten Gegend herumgesprochen. Die Bauern, die ihm allmonatlich nach Vollmond den Wirtschaftsbedarf brachten, berichteten es in ihrer Freundschaft und Sippe, und wenn auch die Höfe weit von einander zerstreut lagen und die Reise Beschwerlichkeiten in Menge bot, so verging doch kaum eine Woche, in der er nicht diesem oder jenem Nachbarn Gastfreundschaft gewähren konnte. Sie hatten ihn gern, den verschlossenen, ernsten Mann mit dem langen, rotblonden Barte, der, wenn er einmal gut aufgelegt war oder auf die Jugendzeit zu sprechen kam, seine Augen so lustig und schalkhaft umgehen ließ und so herzlich lachen konnte.

Das hatte ihn die Einsamkeit wieder gelehrt, der traute, stille Umgang mit der heimatlichen Erde.

Eines Tags, als er von der Feldarbeit heimkehrte, um sich das Mahl zu bereiten, klang ihm ein Sang aus heller Jünglingskehle entgegen:

„Kume, kume geselle mîn, ich enbîte harte dîn,
ich enbîte harte dîn, kume, kume geselle mîn.

Süezer, rôsefarwer munt, kum und mache mich gesunt,
kum und mache mich gesunt, süezer, rôsefarwer munt.“

Welche Erinnerung weckte das Lied! Er trat näher, als der Sang verstummt war, und sah vor der Thür einen Jüngling stehen, helläugig und blond, schlank gewachsen, der eben erst den Jahren der Reise entgegen sah.

„Verzeiht mir, frommer Bruder“, begann er bescheiden, „ich hätte wohl eine Bitte an Euch.“

Die hellen Augen sahen mit einem verhaltenen Troß, doch bittend zu dem Klausner auf; man sah, noch kämpfte in ihm die Unsicherheit der Jugend und die beginnende Willenskraft des Mannes.

„Was ist dein Begehrt?“ fragte der Einsiedler freundlich. „Wenn ich kann, will ich dir helfen, denn dein Gesang hat mich erfreut. Sitz nieder an meinem Tisch und laß es dir gut sein. Jugend greift gern nach gutem Mundvorrat, . . . und heut kann ich ihn bieten“, setzte er froh hinzu, indem er eine Handvoll reifen Obstes aus seiner Kapuze schüttete.

„Insonders, wenn sie zwei Tage im Walde umher geirrt ist“, ergänzte der Jüngling und fuhr dann fort:

„Ehrwürdiger Vater, ich hörte von Euch, daß Ihr guten Rat gewährt jedem, der ihn begehrt. Ein Hilfe flehender kommt zu Euch.“

„Welcher Hilfe begehrt du, mein Sohn?“ Er forschte in den Augen und Zügen des andern; wie eine Ahnung, eine Offenbarung, stieg es aus der dunklen Zeiten Erinnerung licht in ihm auf.

„Man erzählt im Gau, daß Ihr, bevor Ihr das geistliche Gewand trugt, weit umhergetrieben seid in der Welt. Da möchte ich Eures Rates begehren, denn auch mich treibt es mit innerer Gewalt fort von dem Hofe, der mich erzog.“

„Was treibt dich fort? Bist du nicht bei den Eltern daheim in treuer Hut?“

„Nur bei der Mutter, . . . der Vater ist tot. Er sei, sagt man, in fremde Lande gezogen, weil er, der Freigeborene, Fremdenherrschaft nicht ertragen mochte. So geht's auch mir. Ich und die Mutter sitzen frei auf unserem Hofe, altem Sachfengeschlecht entstammend. Aber die kaiserlichen Dienstmannen kümmern sich nicht um unsere Rechte und treiben das Hufengeld ein, als seien wir ihre Knechte. Und wenn wir nicht willig zahlen, so strafen sie uns wohl an Geld und Gut . . .“

„Und deshalb wolltest du fort? fragte der Aeltere mit einem Tone des Vorwurfs in der Stimme.

„Es ist noch mehr: Mein ganzes Sinnen treibt mich hinaus. Mir ist's zu still auf unserem Hofe, zu einsam in

Wald und Heide. Aus dem Munde fahrender Leute habe ich von kühnen Taten und Abenteurern gehört, die das Kreuz gegen die räuberischen Muselmanen verteidigen . . .; ich bin alt genug und stark und in allen Künsten des Leibes der erste im Gau."

"Dränge die Tatenlust zurück, mein Sohn", erwiderte Manfred weich, "und bebaue weiter den Hof der Mutter. Das bist du dem Andenken deines Vaters schuldig."

"Aber ich möchte den Vater rächen, der, wie ich wähne, in der Fremde verdarb. Noch ist der Frevel, der an ihm begangen wurde, ungerächt, und seine Seele irrt, fürchte ich, umher wie ein Irrlicht, und kann keine Stätte der Ruhe finden. Sein Grab möchte ich suchen draußen in der Welt, und leise mit der Hand darüber streichen, auf daß seine Seele die ewige Ruhe finde."

"Mächtig und unftet braust's doch in so jungem Kopf", lächelte Manfred, wohlgefällig den kräftig gebauten Jüngling betrachtend, der jetzt ebenso tapfer, wie er zu sprechen wußte, in das inzwischen bereitete Mahl einhieb.

"Aber wer sagt dir, daß der Vater nicht doch noch wiederkommt?"

"Wie sollte er zurückkehren? Mehr als sechzehn Jahre sind's, seit er hinauszog, . . . ebensoviele Sommer und Winter zähle ich. Längst wird er von Türken oder Heiden erschlagen sein . . ."

"Gottes Wege sind wunderbar, mein Sohn. Wer mag es wissen, was Gott Euch beschieden hat. Doch sprich mir von deiner Mutter . . ." beehrte er, und seine Stimme zitterte.

"Die Mutter ist eine gute, eine kluge und tapfere Frau," erwiderte der Jüngling, und Tränen traten ihm in die Augen. "Es wäre mir leid, sie lassen zu müssen . . .", und als der Aeltere nichts erwiderte, fuhr er fort:

"Sie allein zog mich auf in aller Zucht und Ehrbarkeit und führt kraftvoll wie ein Mann die Wirtschaft auf dem Hofe. Eine Schuld, die sie von dem Juden Ibrahim in Paderborn aufgenommen, weil der Hof in den bösen Kriegsläufen gelitten hatte, hat sie bis aufs letzte getilgt, und auch

die härteste Arbeit nicht gescheut. Alle achten sie gleich einem Bauern in der ganzen Umgebung."

"Ist sie fröhlichen Sinnes, und wie sieht sie aus?"

"Schön ist die Mutter auch heute noch . . . Wenn ihr rotes Haar im Winde flutet, ist mir's oft, als sei sie eine Walküre", rief er begeistert. "Berchta heißt sie, wie die strahlende Göttin . . ."

Berchta . . . ! Wie klang der Name von den Lippen des Jünglings. Doch Manfred bezwang sich und fragte:

"Woher kommt dir die Kunde von der heidnischen Göttin, Knabe?"

"Die Mutter hat's mich gelehrt, . . . und die kennt es vom Vater. Viel hat sie mir erzählt von den Geschichten unserer Heimat und ihrer Bewohner, . . . von frohen, wilden und todesmutigen Taten, und von den alten Göttern, die noch heute heimlich ihr Wesen treiben. . . ."

Scheu sah er sich in der Höhle um, . . . doch mochten die vielerlei christlichen Zeichen, die von Manfreds Künstlerhand stammten, ihn beruhigen.

"Aber", fuhr er fort, "ihr Sinn ist herb geworden von vielem Leid, und die rechte Fröhlichkeit bricht selten hervor."

"Und die willst du ihr wohl schaffen, indem du sie verläßt?" spottete der Klausner. "Sorge du vielmehr, daß sie wieder fröhlich werde! Daß sie in dir und deiner jungen Kraft den Gatten wiedergewinne, den ein hartes Geschick ihr entriß . . . Und grüße sie von dem Einsiedler hier bei den Aeffern."

"Die Mutter kennt diese wilden Steine, . . . aus ihrer Jugendzeit her, . . . wo sie mit dem Vater hier bei den heidnischen Festen den Reigen gesprungen ist. . . . Hörtet Ihr mich singen, eben als Ihr kamt?"

"Ich hörte es; was war's für ein Lied?"

"Ein weltlich Lied, Herr, aber eins, das die Mutter liebt. Ich kenn's von ihr, . . . da kann's nichts arges sein!"

"Es ist kein arges", erwiderte er tonlos. "Kennst du noch mehr der Lieder, die sie singt?"

"O ja, mein Vater." . . . Wie klang der Name "Vater" aus diesem Munde in Manfreds Ohr.

"So laß hören . . ."

„Noch eins, das die Mutter singt, wenn sie traurig ist.“
Und hell klang es durch die dunklen Räume der Höhle:

„Ich zög mir einen Falken mêre dann ein jâr
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidre mit golde wol bewant,
er hûob sich ûf vil hôhe und floug in anderiû lant.“

(Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr. Als ich ihn gezähmt, wie ich ihn haben wollte und ich ihm sein Gefieder schön mit Gold geschmückt, schwang er sich hoch auf und flog in ein anderes Land.)

Manfred schwieg. Der Jüngling aber fuhr fort:

„Mutter sagt, ich sähe dem Vater so gleich; auch trage ich denselben Namen: Manfred heiße ich.“

„Um so mehr mußt du, wenn du herangewachsen bist, ihn ersetzen.“

„Anders hatte ich mir Eure Hilfe gedacht“, entgegnete der Jüngling, „aber vielleicht habt Ihr recht.“

„Wer Rat begehrt, muß auch auf den gefaßt sein, den sein Herz nicht wünscht.“

„Und ist das Euer letztes Wort?“

„Mein letztes! . . . Und du wirst folgen?“ Er bohrte seinen Blick nachdrucksvoll in den des Sohnes. Der senkte die Augen nieder und sann, dann sagte er fest:

„Begehrt keinen Dank von mir, . . . aber ich werde folgen.“

Der Jüngling ging. Manfred aber stützte das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. — „Auch das noch!“ entrang sich seiner Seele. „O, Gott, deine Strafen sind nicht gelinde.“

*

*

*

Und weiter schritt die Zeit. Manches war, wenn Manfred zurückblickte, geschehen, die Einsiedelei freundlich zu gestalten. Das Geschrei der Elstern war vor dem Klopfen und Hämmern, vor den menschlichen Stimmen und der ihre Einsamkeit störenden Lichtung des Waldes verstummt. Eine freundliche Wiese grenzte an den stillen, im Sommer von weißen Wasserrosen und gelben Mummeln übersponnenen

Waldsee. Die Felshöhle war von kleinen, freundlichen Feldern umgeben, vor ihr verbreitete ein Garten mit Küchen- und Heilkräutern lieblichen Duft und war freundlich anzusehen. „Bete und arbeite“ war der Wahlspruch seines Lebens geworden. Und dennoch kehrte die Ruhe nicht in sein Herz. Allzu tief saß der Zwiespalt in seinem Innern; mit Keulenschlägen tobte Wotan gegen den Herrn der Christenheit in seiner Brust.

Der Ostersonntag war da. Blau spannte sich der Himmel zu seinen Häupten, von lichten Wölkchen zart überhaucht; an den Bäumen zitterte die Sonne durch das leichte knospende Grün.

Im ersten Frührot hatte er die Klause verlassen, das Licht des erbleichenden Mondes hatte noch auf dem Spiegel des Waldsees gelegen; tiefe Stille ringsum, nur das braune Schilf flüsterte und rauschte im leichten Morgenwind, ein Zug wilder Gänse strich in langem, schiefen Winkel klagend durch die Luft. Dann war er die wohlbekanntenen Pfade gewandert, um von der Höhe des Kammes auf einem Steinblock sitzend, Umschau zu halten ins weite Land. Jetzt war es hell geworden, bunte Farben hatten sich aus dem grauen Einerlei gelöst. Weißgrün schimmernd lag die weite Heide unter ihm, und am fernen Horizont, da wo die Sonne empor tauchen mußte, sprühten unzählige Lichtfünkchen auf, als trüge sie ein Diadem auf dem Haupte, aus geheimem Lichtquell gespeist. Und endlich blinkte es auf wie funkelnder Krystall, von rotem Golde umflossen, immer größer, immer leuchtender, bis sie ganz emporgetaucht war in ihrer alten, ewig jungen Schönheit, . . . sie, die strahlende Sonne, die Mutter alles Lebens, die jetzt die jungfräuliche Erde mit rotem Glanz überspann. Jubelnd schwangen sich ihr die Lerchen entgegen, und rasch erwachte das Leben des Tages, wichen die Schatten der Nacht. Und mit der Sonne zog Friede und Freude ein überall, wo Menschen atmeten, in die vom Nachtspuß gequälten Herzen. Wenn das Tagesgestirn erscheint, fliehen die bösen Gespenster, die Eulen und Fledermäuse; das unheimliche Gezieser der Nacht zieht sich zurück von dem ihm verhaßten Licht und die lieblichen Gespielen des Tags kommen herauf, den Menschen zu erfreuen,

zwitschernde Vögel und surrende Käfer, Elfen und Wichtelmännchen, Glück und Hoffnung, Glaube und Liebe.

Da quoll unendliche Sehnsucht nach der schönen Heimat in seinem Herzen auf. Er griff zum Wanderstabe und mit einem Jubelschrei auf den Lippen, als wäre alles Erdenleid von ihm genommen, raffte er sich auf zur fröhlichen Fahrt. Den oft betretenen Pfad zog er dahin nach Westen zu, und als die Sonne ihm zu Häupten stand, da hatte er den Rand des Waldgebirges erreicht, von wo er in die weite Ebene hinabschaute, der die Quellen der Lippe entströmten. Unheimlich still war's rings umher — all das Waldgetier schwieg —, auch der helle Mittag ist eine Zeit für Gespenster.

Sinnend saß er auf einem vom Wintersturm gefällten Baumstamm, Bangnis im Herzen. Da tönte es ihm aus weiter Ferne entgegen wie leises Bienengejumm, von leichten Winden herübergetragen, und das scharfe Auge erspähte die Türme von Paderborn, von deren Glockenstuhl der schwingende Ton kam. Tief und machtvoll durchzitterten die zarten Klänge sein Herz und erfüllten ihn mit Andacht. Hinweg gewischt waren die Gestalten heidnischen Spuks, die ihn so oft gequält, und das lichte Bild des Erlösers tauchte strahlend in ihm auf. Wieder sah er die Stätten, wo er als Jüngling geweilt, . . . dort das Gehölz, wo die unglückliche Tat geschehen war, — dort, weit hinten, hinter den hohen Bäumen, ragten die festen Türme des Schlosses auf, wo Herr Bernhard zur Lippe mit seiner Gemahlin hauste, — aber das Bild des Erlösers, das vor seiner Seele schwebte, heute am Tage seiner Auferstehung, vertrieb alle finstern Gedanken und grub sich tief in seine Seele.

So wanderte er als hoffender Christ den Weg zurück.

* * *

Es ging zum Abend.

Ermüdet von der langen Wanderung hatte er sich auf einen Stein vor seiner Klause gesetzt, also daß er die grauweiße Wand der Externsteine vor sich hatte. Das wilde Gerank, um das schon das erste zarte Grün sich schmiegte, bot eine anmutige Umrahmung. Die Strahlen der sinkenden Sonne schlichen sich heimlich durch das Geäst der Bäume,

die Luft erglänzte in buntem Farbenspiel. Der müde Körper lehnte sich rückwärts gegen den Stamm der mächtigen Linde, die arbeitsfrohen Hände rasteten, die Augenlider senkten sich und helle Bilder des Trostes und der Liebe tauchten vor ihm auf, wie sie voll hoher Wonne wohl der Mann empfinden mag, deß Geist lange in die Irre gegangen ist, unter dem Druck der Verantwortlichkeit und Sünde schmachtend, und der nun die Erlösung nahen fühlt. Ein fester Schlummer umfing ihn bald, und siehe da: ein Traumbild erstand vor ihm auf der glatten Wand des Felsens, der von Brombeerschößlingen umrahmt, seine Fläche ihm zukehrte: Adam und Eva, das erste Menschenpaar, von einer Schlange, dem Sinnbild der Sünde, umstrickt, heben in inbrünstigem Verlangen nach Erlösung betend die Arme empor, dorthin, wo ein gewaltiges Kreuz sich leuchtend erhebt, darüber Gott Vater selber die Fahne des Glaubens schwingt.

War das die Erlösung, die er suchte? Die Erlösung von dem tiefen Fall, den das in Sünde und Schuld gefallene erste Menschenpaar getan? Und weiter belebte sich dem Träumenden das Bild: Christus, der Erlöser am Kreuze hängend, das eine Gruppe Gläubiger umsteht. Fromme Hände nehmen den Leichnam herunter, das bleiche, blutbespritzte Haupt sinkt an die Brust der trauernden, sich in Liebe zum Sohne neigenden Mutter.

Langsam erwachte er, . . . und so eindringlich war der Traum gewesen, daß er das Bild noch eine Weile vor seinen Augen festzuhalten vermochte. Dann wurden allmählich die Farben matter, die Umrisse der Gestalten verrannen, wie ein Nebel senkte es sich vor das Bild, und endlich lagen, als der Abend sich herniedersenkte, die Felswände wieder nackt und grau vor seinen Augen, in das Dunkel der niedersinkenden Nacht getaucht.

Er ging in die Höhle zurück, entzündete das Lämpchen und nahm die Offenbarung St. Johannis vor; . . . in ihr las er lange . . . lange . . . Wie eine Offenbarung kam es auch über ihn. Halb im Wachen, halb im Träumen schwebte vor seiner Künstlerseele das Bild, — — und die Freude des Schaffens wurde allgewaltig in ihm.

Fest stand jetzt sein Entschluß: zu seiner eigenen Läuterung und zum Zeichen seiner inneren Wandlung das Bild in Stein zu schaffen, wie der Geist es ihm eingegeben hatte: den Fall der sündengeborenen Menschheit, dann aber in gewaltiger Ausführung ihre Erlösung durch den Opfertod des Heilandes.

Raum fand er Schlaf vor den in ihm wühlenden Gedanken. Der frühe Morgen schon fand ihn bei der Arbeit. Das Gestrüpp, das wild die Steinwand umrankte, schnitt er heraus, sodaß eine glatte Wand, zwölf Schuh breit und zehn Schuh hoch für seine Arbeit verblieb. Hammer und Meißel, Raspel und Feile waren tätig, den Stein zu glätten, und schon am Abend saß er davor mit Rötelstift und Kreide in der Hand, um die ersten rohen Umrisse auf die Fläche zu werfen.

Freilich, des Schaffens im Großen war die Hand ungewohnt, das Auge nicht eingestellt auf die riesenhaften Abmessungen des zu schaffenden Werkes, und nicht alles, was der kluge Geist ersann, vermochte die Hand sogleich zu bilden. Einen Entwurf nach dem anderen legte er beiseite, aber das entmutigte ihn nicht. Er hatte Zeit, wenn Gott ihm Kraft und Leben ließ, und daran zweifelte er nicht. Ja, immer mehr setzte sich die Ueberzeugung in ihm fest: das war das große Werk, zu dem er ausersehen, wozu er durch sein ganzes so wunderbares Leben vom Herrn selbst vorbereitet und weise geleitet worden. Immer höher stiegen seine Gedanken, immer größer ward die Schaffenslust, immer reiner sein Wollen und tiefer die Freude am Gelingen, und als wenige Wochen ins Land gegangen waren, da stand das Bild fertig da, des Meißelschlags harrend, — so wie er es dereinst im Traume geschaut.

Und nun ging er an die Ausführung mit nie gesehenem Fleiß. Es war ja die Zeit der langen Tage und der hellen Nächte, die er jetzt für seine wirtschaftliche Arbeit mit in Anspruch nahm, um Zeit zu gewinnen für das große Werk. Wenn am Tage die Sonne ihn niederdrücken wollte, so holte er sich neue Kraft durch ein kühles Bad im frischen Quellteich, und wenn er mittags und abends müde von der Werktagarbeit heimkehrte, ließ er sich kaum Zeit, die dürstige,

haftig bereitete Mahlzeit zu nehmen, es trieb ihn mit innerer Haft ans Werk. Und dann klang in diesem einsamen Erdenwinkel, der sonst nur das Hämmern des Spechtes, das Zanken der Elstern, das Girren der Holztaube gewöhnt war, das Schwirren des Meißels und das Klopfen des Hammers.

So wuchs das Werk, und er mit ihm.

Langsam, leise, vorsichtig ging er an die Arbeit. Schlag für Schlag wollte wohl bedacht sein; ein Fehlschlag konnte das ganze Werk verderben. Mit Zagen hatte er den ersten Schlag gewagt, — und nun gar, als Gottes und Christi Antlitz aus dem rohen Stein erstehen sollte. Sagte nicht der Apostel: „Gott ist Geist!“ Wie konnte man ihn da bilden? Wohl war er auf seinen Wanderfahrten in manche Kirche geraten und hatte da Gottes Bild in Gestalt einer Taube, oder Christus als guten Hirten mit dem Lamm auf der Schulter gesehen, die Siegesfahne in der Hand. Immer wieder trat diese Auffassung zutage, und was hier die Künstler schufen, war oft zu einer kalten, erstarrten, ja entstellten Form herabgesunken. War es da nicht richtiger, was vor hundert Jahren der hochwürdige Bischof Bernward von Hildesheim an der ehernen Tür des Domes begonnen und was dann im kleinen in Holz und Elfenbein so oft nachgeahmt war: Gott, den Vater aller Menschen, in menschlicher Gestalt zu erfassen? Hatte Gott doch den Menschen nach seinem Bilde geschaffen. „Erfasse die Natur“, so mahnte er sich, „mit frischem Blick. Gib treu und lebendig wieder, was deine eigenen Augen sehen.“ — Und wie einst Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, so schuf er jetzt Gott nach dem Bilde des Menschen. Und mit denselben Zügen schuf er das Antlitz des Gekreuzigten. Sagte dieser doch selbst: „Ich und der Vater sind eins.“ — Und die Jungfrau Maria, des sterbenden Heilands schmerzenreiche Mutter? — Er gedachte wehmütig der eigenen Mutter; — da ließ er die Stoffspracht der byzantinischen Kunst beiseite und stellte Maria dar als deutsche Frau in faltenreichem Gewande, von langem Schleier umwallt.

So entstand in fleißiger Arbeit das Werk; nach wenigen Monden war es vollendet. Das ganze Bild beherrschend erhob sich in der Mitte das Kreuz. Zur Linken steht Niko-

demus auf einem unter seiner Last sich beugenden Baume, die Rechte umfaßt den Querbalken des Kreuzes, mit der Linken läßt er Jesu Leichnam auf Josef von Arimathia herab, der ihn auf seine rechte Schulter gleiten läßt. Hinter ihm steht die schmerzgebeugte Maria, mit beiden Händen das Haupt des Sohnes schützend, das sie sanft am eigenen Haupt bettet. Johannes, zur Rechten des Kreuzes stehend, hebt segnend die rechte Hand in die Höhe; in der Linken hält er das Buch der Offenbarung, das Haupt senkt er schmerz erfüllt wie zur Klage. Ueber dem Kreuze aber schaut aus den Wolken Gott der Herr, das Haupt vom Heiligenschein umloht, die Kreuzfahne in der Hand; in den Armen trägt er ein Kindlein, das ist die seinen Händen befohlene Seele des Heilands.

So war die Erlösung geschaffen: jetzt folgte der Sündenfall, und schnell wuchs für sein geschärftes inneres Auge das Werk aus dem Nichts heraus. Unter den vorsichtigen Schlägen des Hammers entstanden zwei knieende Gestalten, die eine härtig und nackt, die andere in ein langes Gewand gehüllt: Adam und Eva, die sündige Menschheit darstellend, vom Drachen der Sünde umschlungen, dessen Leib in schlangenartigem Schweife sich fortsetzt. Beide, noch gefesselt von Schuld und Sünde, heben betend die Arme zur Kreuzigungsgruppe empor.

So war auch er in Schuld und Sünde verstrickt gewesen, jetzt war er genesen; wußte er doch, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat zur Erlösung für die sündige Menschheit, — auch für ihn. — —

Bescheiden, demütig fast, stand der Schöpfer vor seinem Werke. Den ganzen Sommer hindurch hatte er in tiefen und frommen Gedanken mit sich, mit den seinem Geiste sich aufdrängenden Formen um die innere Erfassung des Erlösungswunders gerungen, — jetzt hatte ihm das Ringen die Erlösung gebracht. Mit größerer Klarheit sah er auf sein bisheriges Leben zurück, mit festem Willen ergriff er die Zukunft; Freude und Lebensmut kehrten wieder zurück in seine so oft verzagte Seele. Die heidnische Welt war überwunden, der Christengott schwang die Fahne des Sieges auch in seiner Brust.

Die Wintermonate, die jetzt folgten, waren der weiteren Ausschmückung des kleinen Gotteshauses geweiht, damit dem Wunsche des Bischofs, einen Wallfahrtsort für erlösungsdurstige Seelen zu schaffen, bald Erfüllung werde. Und als im Frühjahr des dritten Jahres seiner Einsamkeit das erste Grün hervorsproßte und zart das Kunstwerk an der steinernen Wand umspann, da war das Werk vollendet und stand fertig da, zur Ehre des Höchsten.

Die langen Winterabende aber saß Manfred in seiner Klausur und schrieb und malte emsig an seiner Handschrift, um sich Rechenschaft zu geben über sein eigenes Tun und Treiben, — jetzt aber als ein Mann, der überwunden hat, von hoher Warte herabschauend auf die Irrungen und Wirrungen der Welt. Und als er die Schrift beendet, scheute er nicht die schwere Reise; er machte sich auf und legte das Werk eigenhändig in die Hände des Abtes.

Der sah flüchtig hinein.

„So hast du doch“, sprach er enttäuscht, „die plumpe deutsche Sprache der feinen Stilkunst Ciceros vorgezogen . . .“

„Ich schrieb, wie mirs ums Herz war, Herr Abt.“

„Ja, ja, der Bauer hat bäurischen Sinn. Naturam expellas furca, tamen usque redibit, — du magst die Natur mit der Forke austreiben, sie kommt immer wieder hervor. — Nun, nichts für ungut. Ich werde die Schrift dennoch lesen, denn du bist mir lieb geworden, Bruder Cölestin, trotz allem, und sie dem Herrn Bischof überreichen. Behab dich wohl.“

Zehntes Kapitel.

Ausklang.

Es war Sommer. Fast drei Jahre waren verfloßen, seit Manfred in die Einöde zog. Jetzt war er bei fröhlicher Arbeit. Hell klang das Dengeln der Sense; dann führte er sie mit kräftigem Schwunge durch das üppige Gras, das sich in langen Reihen niederlegte. Schweiß perlte ihm auf der Stirn, aus den Augen leuchtete die Freude des Gelingens. Ja, das war eine Lust, hier die eigene volle Kraft einsetzen zu müssen, um sein Dasein täglich neu zu erringen, — anders fürwahr, als in der dunklen Höhle, ein trüber Kostgänger am

Tische des Herrn, dunklen Gedanken nachzuhängen. Hier war Licht und Luft, Sonne und Glanz, Kraft und Freude, — und wenn's noch einmal ein Glück gab: hier, unter der heimischen Sonne, bei freier bäuerlicher Arbeit, hier war's zu finden.

Der hungrige Magen mahnte Manfred zur Heimkehr. Da hörte er den leisen Klang eines Glöckchens, vielstimmigen Gesang aus geschulten Kehlen. Und als er seiner Klause näher kam, fand er eine festliche Menge versammelt, Brüder in grauer Kutte, gegen zwanzig an der Zahl, und hohe Würdenträger der Kirche. Wohlbekannte Gesichter darunter; — dort der Sangesmeister, der so kräftig den Taktstock schwang: war's nicht der Pater Emerenz, — und dort der drollige Pater Clemens, der auf einer neu aufgestellten kleinen Orgel sich mühte? In der Mitte des fahnen-geschmückten, heute von der Sommer Sonne durchfluteten Raumes stand ein kostbarer Sessel, auf dem unter einem Baldachin, die Inful auf dem weißen Haupt, die ehrwürdige Gestalt des Bischofs Heinrich thronte, mit dem Hirtenstab in der Hand. Verduzt blickte Manfred drein, da winkte ihm der Bischof, und als der Gesang verstummt war, sprach er zu dem Knieenden:

„Du bist der Künstler, der dies Bild aus der Steinwand hervorgezaubert?“

„Gott gab mir's ein, ehrwürdiger Vater, — ich war sein Werkzeug. Doch blieb mein Können weit hinter dem Wollen zurück.“

„Der Herr sieht nicht das Werk an, sondern das Herz, — und dies Herz ist fromm und frei und fröhlich geworden; davon zeugt mir der Glanz in den Augen des Künstlers. — Aber auch das Werk ist wohl gelungen; kaum dürfte man dergleichen wieder auf deutscher Erde finden. Und das Land ringsum zeugt von fleißiger Hand und treuem Schaffen.“ Wohlgefällig ruhte sein Auge auf der kraftvollen Gestalt des noch immer knieenden Mannes.

„Jetzt wähle,“ fuhr er fort; „wenn du willst, magst du ins Kloster zurückkehren, die heiligen Weihen empfangen und dereinst hier in aller Stille als Priester deinem Gott dienen.“

„Zuviel der Gnade, Herr Bischof; doch . . .“

„Sprich frei heraus,“ mahnte der Bischof, als Manfred zögerte.

„Zum Priester fühle ich mich nicht berufen,“ erwiderte dieser, während etwas wie leise Enttäuschung über das blasse Greisenantlitz huschte. „Laßt mich nichts fordern als das Leben in der Heimat und ein paar Schollen deutscher Erde, damit ich nach den Worten des Herrn lebe: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Bin ich doch aus altem Bauerngeschlecht . . .“

„Und wohin steht dein Begehrt, Bruder Cölestinus?“

„Nach dem Teuthof, hochwürdiger Herr, deß rechter Erbe ich bin . . .“

„Wenn nicht der Spruch des Gerichts dich dieses Rechtes entkleidet hätte!“

Die Brüder im Kreise, die still zugehört hatten, ließen ein erstauntes, zum Teil mißbilligendes Brummen hören, und mancher schüttelte den Kopf ob solch unerhörter Forderung. Auch der Bischof vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als Manfred fortfuhr:

„Vom Spruche des Gerichts halte ich mich frei, weil ich mich durch mein Werk selbst erlöse,“ . . . und erwiderte dann nach kurzem Besinnen:

„Würde der Hof als herrenlos eingezogen, und bist du der Erbe, so ist es recht und billig, ihn dir zurückzuerstatten. Spüre dem Zusammenhang nach, Bruder Kanzler,“ wandte er sich an einen wohlbeleibten, neben ihm stehenden Bruder, der einige Rollen Pergaments in den Händen hielt.

„Es ist schon, wie er sagte . . .“, bestätigte dieser zögernd. „Mir ist der Vorgang wohl im Gedächtnis.“

„So stell’ ihm die Urkunde aus, — die Kirche will sich nicht an unrechtem Gut bereichern. — Dich aber, Bruder Cölestin, spreche ich frei kraft meines Amtes zu binden und zu lösen von dem Urtheil, das dich verdammt und von Haus und Hof verstoßen hat.“

Dann breitete er die Arme aus, während die Brüder niederfielen, und schlug das Kreuz.

„Segne dies Haus und dies Werk Deines Knechtes, o Herr. Dir weihe ich es zum Schemel Deiner Füße, und

taufte die Kapelle auf den Namen der Heiligen St. Petrus und St. Paulus, die ich als Beschützer ansehe, auf daß sie vielen Erdenpilgern zur Vergebung der Sünden diene, viele Traurige tröste, viele, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, sättige und stärke. Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen."

Er hieß zwei Brüder hervortreten und bestimmte sie zu Wächtern des Heiligtums. Dann sah er den Künstler forschend an.

"Leb' wohl, — M a n f r e d," sprach er mit besonderer Betonung und blickte ernst vor sich nieder.

Der Zug brach auf, der Greis in der Sänfte, die Würdenträger hoch zu Ross; die Brüder trotteten zu Fuß hinterdrein.

* * *

Es war wenige Tage später. Manfred lag — der Morgen fing eben erst an zu grauen — auf seiner Lagerstatt. Da pochte es ans Thor:

"Heda, macht auf! — Halloh! Ein Brief vom Herrn Bischof für Manfred, den Freibauern vom Teuthofe."

Hei, wie sprang Manfred von seinem Lager auf, wie hurtig öffnete er die Thür! Er entfaltete das Pergament und las, während die helle Freude in ihm aufstieg, den Brief, durch den Bischof Heinrich ihm den Teuthof als rechtmäßigem Eigentümer zurückgewährte.

"Müde wirst du vom Ritt sein . . ."

" . . . und hungrig und durstig," bestätigte der Bote.

"Mein Gott, hatte der Hochwürdige es eilig! Die Nacht durchreiten — um eines Bauern willen, der du jetzt bist!"

"Geh nur hinein, Bruder Herold, und brauch dein ungewaschen Maul zu besseren Dingen als zum Schwätzen."

Er überwies den Boten den zum Schutze des Heiligtums zurückgelassenen Brüdern. Er selbst aber trat hinaus vor die Klausur und schaute noch einmal das Werk seiner Hände an. Dann schnürte er das Bündel, segnete die Hofstatt, auf der er sich selbst wiedergefunden, und schritt rüstig ein lustiges Liedlein pfeifend, in den frischen Morgen hinaus. Der beste Weggenos, ein freier Sinn und ein gutes

Gewissen, wanderte mit ihm durch die heimatlichen Wälder, die sich eben von neuem in ihrer vollen Pracht erschlossen. Die reichliche Wegzehrung, die die Brüder ihm mitgegeben, gestattete ihm, ohne längeren Aufenthalt voranzueilen und schon am Abend langte er erschöpft auf dem Teuthofe an, wo die frommen Brüder nach getaner Arbeit sich soeben unter der weitschattenden Hoflinde sammelten.

„Gott zum Gruß, Ihr frommen Herren!“ grüßte er heiter; „nehmt's nicht übel, wenn ich störe. Trinkt ruhig weiter von meinem Bier und nehmt vorlieb mit dem, was meine Scheuer Euch bietet.“

„Hat den Kerl eine Laus gebissen?“ fragte unwillig der eine.

„Der kommt mir bekannt vor . . .“ meinte ein anderer.

„Rennt Ihr noch den Fremdling, der vor sechs Jahren einige Wochen bei Euch Dienst getan und dann ins Kloster ging?“ fragte Manfred.

„Jawohl, der bist du, — nun, dein Lästernaul ist inzwischen nicht zahmer geworden. Du hattest es so eilig, ins Kloster zu gehen, — wo ist nun dein geistliches Gewand?“

„Das hab' ich abgelegt, — und bin jetzt bei Euch als Gast, — auf meinem eigenen Erbe.“

„Noch immer, Freund? Zum Satan, das sitzt fest. Hat dir das Kloster den Anspruch in den sechs Jahren nicht ausgetrieben?“

„Willst du für uns und das Kloster arbeiten?“ fragte ein alter Bruder mit langem grauem Barte. „Dann melde ich dich beim Bruder Kämmerer, — der schätzt fleißige Hände, aber nicht geschwätzige Mäuler.“

„Dann wundert's mich nur, daß er so manchen von Euch so lange behielt!“ entgegnete Manfred frisch. „Wohl: ich will arbeiten; mit starker Hand und reinem Sinn, aber für meinen eigenen Hof, und danke Euch für Alles, was Ihr ihm an guter Arbeit geleistet.“

„Such dir andere Leute aus, sie zum Narren zu halten,“ erwiderte gereizt ein Bruder.

„Und doch begehre ich den Hof von Euch,“ wandte Manfred ein; „laßt mich nur mit Eurem Herrn Kämmerer reden.“

„Wenn du's begehrt, — ich kann dich nicht hindern. Er will, daß man jeden zu ihm führe, der es fordert. Aber sieh dich vor, daß du nicht vor die unrechte Schmiede kommst. Er ist heute nicht in rosigster Stimmung, — ein Brief vom Herrn Abbas scheint ihm Kopfweh zu machen.“

„Es wird ein Brief sein, der das Schreiben des Herrn Bischofs, das ich ihm zu zeigen habe, bestätigt. Führt mich also, wenn's Euch gefällt.“

* * *

Wenige Augenblicke später stand Manfred vor dem Bruder Kämmerer, und nach einer knappen Viertelstunde kamen beide in den Kreis der Brüder zurück. Der Kämmerer ergriff das Wort:

„Ich muß Euch eröffnen, liebe Brüder, daß vom Herrn Abt ein Schreiben gekommen ist, wonach dieser Mann hier, Manfred mit Namen, der wahre Erbe dieses Hofes ist. Da das Kloster den Hof als herrenlos eingezogen hat, so hat der Herr Bischof es für Recht befunden, ihn dem rechten Erben zurückzugeben. Bis zum Tage Aller Seelen sollen wir alle Arbeit verrichten und die Früchte ziehen, wie ich es des näheren mit ihm vereinbaren werde, — dann gehen wir ins Kloster zurück. Der Herr Bischof befiehlt, daß wir den fahrenden Mann hier, der sich durch ein Gott wohlgefälliges Kunstwerk den Dank der Christenheit verdient, als Freund begrüßen, und ihn hier wohl versorgen, solange er will. — So heiße ich dich, Manfred, im Namen der Brüder willkommen!“

Der Angeredete schlug fest in die dargebotene Rechte ein, und wenn auch die Brüder von dieser Botschaft wenig erbaut waren und sauerjüße Gesichter zogen, so lehnten sie doch nicht ab, als Manfred sie mit freundlichen Worten zu einem Gelage unter den schattigen Bäumen des Gartens einlud.

„Aber Wein, sofern Ihr ein höfischer Mann seid!“ mahnte ein Bruder mit fröhlichem Augenzwinkern, — „Bier brauen wir selbst.“

„Gewiß, Bruder Sinold, sofern Ihr noch einen Vorrat im Keller liehet. Ich hoffe, der Kellermeister gibt uns vom

besten. Ihr wart freundlich zu mir, als ich, ein Landfremder, zu Euch kam; jetzt will ich's vergelten."

"Wein ist eine gute Sache, . . ." lobte ein älterer wohlbeleibter Bruder, dessen Schädel nicht bloß die Tonsur kahl gemacht hatte.

"Ja, Bruder Pancraz, für uns dürre Leute. Deinem Bauch bekäme ein Trunk aus frischem Quell schon besser . . ."

"Ach," seufzte der andere zur Antwort, "das hab' ich zu spät erprobt."

Und mit gewaltiger Stimme hob er an, die Reime aus Freidanks Bescheidenheit zu singen:

Trunkenheit ist selten guot:
si tobet und velschet wisen muot.
sist ein Roup der tugende gar:
sist todes bilde: nemt es war."

"Das merk dir, Bruder," spitzte ein anderer; — "weist du auch, wie es weiter geht?"

Trunkenheit ist selten vri,
da ensi sünde, schande, schade bi.
swer sine sünde weinen mac,
so er trunken wirt, deist wines slac;
dem solte zaller stunde
der Becher sin am munde."

"Dank Euch schön," brummte der Dicke, "meint 's gut mit mir."

"Der Becher am Munde ist dem nicht genug, — seht seinen Wams einmal an: er trägt das Weinsäß stets mit sich herum."

"Ist aber leer, junger Tor! — So etwas hat nicht einmal mehr vor dem Alter Respekt."

"Still jetzt," mahnte ein anderer, — "da rollt der Bruder Kellermeister schon ein Faß heran."

Bald lagerte die Schar auf dem grünen Plan; froh kreisten und klangen die Becher bei scherzhafter Rede. Aber auch ernste Worte fehlten nicht, und alle hörten voller Teilnahme zu, als Manfred von seinem wechselvollen Schicksal berichtete, von schwerer Schuld und Sühne, in die er ver-

strickt, von tiefer Not, die er erfahren, und wie er dann im Dienste eines schwäbischen Hauptmanns im neugegründeten hierosolymitanischen Königreiche sich nach Jahren der Schmach wieder seiner selbst bewußt ward.

„Man rühmt die Schönheit des Landes . . .“ warf ein Bruder ein, „immer goldener Sonnenglanz, kein Wolkenzug, kein Sturm, kein wilder Wald . . .“

„ . . . und keine Feldarbeit!“ ergänzte Bruder Pancraz, und Manfred fuhr fort:

„Wohl ist der Himmel klar wie Edelgestein, aber vergebens spähen die Augen nach einem Quell, wie er daheim zum Gesange des Herzens rauscht, . . . vergebens auch nach grünen Wäldern und schimmernden Heiden, wo Nixen, Elfen, Kobolde und Zwerge ihr neckisch Wesen treiben.“

„Das klingt heidnisch,“ warnte der Kämmerer. „Ein Mann, der Jahre lang dort gewandert ist, wo der Erlöser die Dornenkrone getragen, sollte ich meinen . . .“

„Sollte christlicher denken, meint Ihr,“ warf Manfred ein. „Aber ich habe dort nicht viel Christliches erlebt; darum vergebt mir. Ein Kriegsmann bin ich geworden, und habe für den König Godofred das Schwert wider die Ungläubigen geführt.“

„Aber Eure Oberen waren doch fromme Leute?“

„Voller Schmutz und Schande war ihrer aller Leben, und war keiner, er sei hoch oder niedrig, der nicht im Pfuhl der Sünde steckte. Diebstahl und Raub, Mord und Meintat, nichts blieb mir und meinen Genossen fremd.“

„Und das scheint dir deutsch?“ warf mißbilligend der Kämmerer ein.

„Mit nichten, Ehrwürdiger; oft fragte ich mich: heißt deutsch sein nicht fromm sein, treu, gut, edelmütig und stark, frei und fröhlich . . .?“

„Und wie bist du gerettet, sodaß du loskamst von diesen Leuten?“

„Mir geschah's, wie einst dem Saulus auf dem Wege gen Damaskus. Ich lag unter dem Schatten eines Delbaumes und hatte einen gar seltsamen Traum. Die Föhren meiner Heimat umrauschten mich und gaukelten mir ein Bild

vor die Sinne, dessen ich nie vergessen werde: Eine Maien-
nacht war's, holdselig und aller Wunder voll. Süß klagten
die Nachtigallen, der Mond goß sein Silberlicht in däm-
mernden Fluten auf die grüne Au, in deren Mitten ein wil-
der Kästenbaum wuchs, wie wir ihn in unserer Heimat nicht
kennen. Der hatte seine Blüten wie Kerzen emporgestreckt,
als sei er zum Feste geschmückt. An seiner Wurzel sprudelte
lebendig frisch ein Quell, der meine schlaffen Glieder er-
frischte. Und als ich herantrat auf leisen Sohlen, ging's mir
wie Mose, da Gott ihn berief, die Kinder Israel aus Egypt-
tenland zu führen. Eine Stimme sprach zu mir: „Ziehe
deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehst, ist
heiliges Land.“ Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich
niemand; ich wähnte aber, es sei der deutsche Gott, der mich
zu mir selber rufe. Denn fortan stand es klar vor meiner
Seele: zurück in die Heimat! Lieber wollte ich dort sterben
und verderben, als dies Leben weiter führen, wie ich es all
die Jahre durch Not und Elend dahingeschleppt. War doch
meiner Sünden Last so schwer geworden, daß meine Taten
in der Heimat mir nur federleicht gegen sie schienen. Wo
war die Mannhaftigkeit und Kraft, die mich einst zierte?
Wo war hier Ehrlichkeit, wo deutsche Treue zu finden?
Und ich dachte mit Wehmut all der hohen Güter, die ich in
meiner Heimat so überreich genossen. Heimlich und sonder
Abschied wich ich von dannen und habe dann, allem Unge-
mach, allen Gefahren des Meeres und der Landstraße
trozend, mich herumgeschlagen.

Durch wilden Wald und öde Felsklippen bin ich ge-
streift. An Schlössern und Burgen, leer und ausgebrannt,
führte mich mein Weg vorbei, in denen die wilden Tiere
hausten, an alten verfallenen Mauern und Stätten zerstörten
Wohlstandes. —

So ging ein Jahr dahin, voll Leid und Elend, aber
auch voll innerer Einkehr. Und wieder war die Zeit der
Maienblüte. Die Buchenwälder rauschten leise im Lenz-
wind, und die Föhren sangen ihr wehmütiges Lied. Im
Haag, den sie umschlossen, prangte ein Baum, — kein Kästen-
baum freilich, der in meiner rauheren Heimat nicht gedeiht
— ein Rotdorn, der sich mit purpurglühenden Blüten ge-

schmückt hatte. Für wen? Nicht für Menschen, die wohl kaum je diese Stätte betraten, — nein, für die Tiere des Waldes, für die anderen Bäume, für den Haag mit seinen bunten duftenden Blumen, für die singenden Vöglein, die sich am murmelnden Quell erlabten. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Wie ist die Welt so schön und lustig, — und du, Manfred, schleichst in ihr umher, traurigen Herzens, und achtest garnicht all ihrer Pracht? Ist das nicht Sünde gegen Gott, daß du all seine herrlichen Werke von dir stößest? Da kam Andacht in meine Seele; fast fürchtete ich zu stören, trat leise heran an den prangenden Baum, entblößten Hauptes, und sprach zu mir selbst, wie damalen die Stimme zu mir geredet: „Ziehe deine Schuhe aus, Manfred, denn das Land, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Ja, heilig schien mir das Land, in das ich mich hinübergerettet aus Not und Trübsal, — das meine Ahnen gezeugt, das die Gebeine meiner Altvordern barg, — heilig dein Mutterchoß, du deutsche Erde!

So war mir wiederum das Heilige genah, und ich deutete mir's so, daß ich von nun an diesem Heiligen wieder nahe sein, für das Heiligtum der Heimat wirken und sterben solle. Und ein anderer, als ich gekommen, zog ich getrosten Mutes meine Straße weiter gen Mitternacht zu, bis die blauen Berge des Osning in dämmernder Ferne sich vor meinen Augen aufstaten.“

Er schwieg und sah leer in das heraufziehende Grau des Abends.

Dann begann leise der Kämmerer:

„Mir ist's, Manfred, als wenn nun erst dein Leben, ja dein Glück begänne . . .“

„Gott gebe es — ich trau' jetzt ganz auf mich und meine Kraft.“

„Das ist deutsch gedacht! — aber auch christlich?“

„Die Deutschen standen stets,“ erwiderte Manfred, „mit beiden Beinen auf dieser Erde. Dazu drängt's auch mich. Drum sind wir doch ein gottesfürchtig Volk, wenn wir uns selber nur als Christen fühlen und weil wir Christen

find, auf Gott den Herrn vertrauen in guten und bösen Tagen. Aber das Vertrauen muß die eigene Mühe stärken.“

„Mir scheint, Manfred, — du bist doch ein Christ! — So geleite dich Gott.“

* * *

Als es dunkel wurde und die Sinne der Brüder sich unnebelten, schlich Manfred zur Seite. Bei Tagesgrauen wollte er frisch sein, denn etwas Großes, Wichtiges lag vor ihm. Früh brach er auf, und als die Sonne herniedersank und das Laub der Waldbäume mit rotem Glanz umwob, da bog er in den Erlenhof ein, wo die Geliebte seiner Jugend mit seinem Sohne schaffte und wirkte. Ein Zigeunerweib, schmutzig und verkommen, hockte vor dem Tor. Er warf ihr eine kleine Münze zu. Sie ergriff seine Hand und rief:

„Soll ich dir weisfagen, schöner Fremder?“

„Tu's, wenn du's kannst,“ lachte er; „ich kenne Cure Art.“

„Unglück, Unglück und Wehe steht dir bevor,“ rief sie aus, als sie die Linien seiner Hand gemustert.

„Wem all sein Hoffen ins wilde Meer gesunken ist, der fürchtet keinen Schiffbruch mehr,“ erwiderte er unwirsch und stieß sie zur Seite. Dann schritt er hoherhobenen Hauptes in den Wohnraum. Dort traf er niemand an. Aber dort, — wo der Blick frei nach Sonnenuntergang schweifen konnte, dort sah er sie sitzen, — rotblond, von starkem Wuchse, versonnen ins Abendrot schauend. Und neben ihr hockte auf einem Baumstumpf der Jüngling, an seiner Armbrust schnitzend.

„Gott zum Gruß, Bäuerin,“ grüßte Manfred.

„Dank Euch,“ erklang die Antwort. „Woher so spät des Weges?“

„Obdach und Erquickung zu suchen . . .“ und seine Augen forschten in den Zügen der immer noch jugendlichen Frau.

„Brot und frischen Trunk biet' ich Euch gern; Obdach müßt Ihr bei den Knechten nehmen, — denn der Herr im Hause fehlt . . .“

„Der Hof sieht aus, als ob eine feste Hand ihn leitet.
— Wo ist der Herr?“

„Der Krieg hat ihn verschlungen, — und ließ mich mit dem Buben zurück. — Steh auf, Manfred,“ wandte sie sich zu dem Jüngling, „hol einen Krug Met aus dem Keller, auch Brot und Fleisch. Wandernde Leute sind hier selten; wir wollen sie achten.“

Der Jüngling starrte den Fremden an; — ehe er ging, fragte er:

„Seh' ich recht, — so seid Ihr der Bruder Cölestinus?“

„Eben der! — Du hast ein gutes Gedächtnis.“

„So hol' ich das Beste, Mutter, was der Keller birgt. Gute Leute wollen wir gut bewirten,“ und flugs war er von dannen. — „Laßt's Euch nicht leid sein,“ rief er noch im Fortgehen den beiden nach, „wenn's lange währt; einen lieben Gast soll man nach Gebühr ehren.“

Manfred sah dem Weib ins Antlitz, in das die Jahre des Kammers doch manche Furche gegraben, und auch sie blickte erstaunt, fragend auf die kräftige, vor ihr stehende Gestalt. Da ging's wie Sonnenleuchten über ihre Züge; sie sprang auf und streckte ihm beide Arme entgegen:

„Ihr, — Ihr seid der Bruder Cölestin, von dessen großem Werk das Land erzählt? . . . Seid Ihr m i r nicht m e h r?“ fügte sie verwirrt hinzu.

„Ich bin's, — und bin da, eine Schuld einzulösen, die ich als unerfahrener Jüngling auf mich geladen.“

„. . . und dein geistlich Gewand . . .?“

„Ich tat es ab, — und werde, wozu mich Gott bestimmt hat: ein freier Bauer auf freiem Erbe! — Und du, Berhta . . . du wirfst mein Weib!“

Er umschlang sie und zog sie an sich; sie überließ sich ganz den starken Armen des Mannes. Dann riß sie sich jäh los:

„Was tust du, — du Wilder? — denk an den Jungen, — darf er die Schmach seiner Mutter je erfahren?“

„Sprich nicht von Schmach, wo die Liebe gebot. — Sag' ihm, der Vater sei da und begehre den Hof. — Sieh hier: das frische Grün!“

Er pflückte junge Eichenzweige und fügte sie mit kunstgeübter Hand zum Kranze, den er ihr ins blonde Haar flocht. Und wie er sie so vor sich stehen sah in ihrer reifen Schönheit und Fülle, da stieg die Erinnerung an die selige Zeit der Jugend übermächtig in ihm auf. Er trat einige Schritte zurück, musterte sie und klatschte in die Hände:

„Berchta, Berchta, du Hohe, Reine, Glänzende, — wie war mein Herz in die Irre gegangen! — jetzt aber hat es sich zurückgefunden in den sicheren Hafen.“

Er eilte auf sie zu und beide fanden sich in inniger Umarmung, bis die mahnenden Schritte des Sohnes sie trennten.

„Sieh hier, Jungherr vom Erlenhose,“ und er faßte mit der Rechten das Weib und der Linken den Sohn: „Hier dein Vater zieht mit deiner Mutter morgen bei Tagesgrauen zum Teuthose, den ihm das Kloster als rechtem Erben zurückgab. Den Altknecht laß ich dir hier; zeige, was deine junge Kraft vermag. Und bist du zu deinen Jahren gekommen, so magst du um ein deutsches Mädchen freien, unsern Stamm fortzusetzen bis in die fernsten Zeiten.“

* * *

Manfred hatte sein Wort erfüllt: der Fluch des alten Ortwin löste sich, Lüge und Anehre waren vom Teuthose gewichen. Dorthin lud jetzt der Hochzeitsbitter zu Gaste, zum frohen Fest.

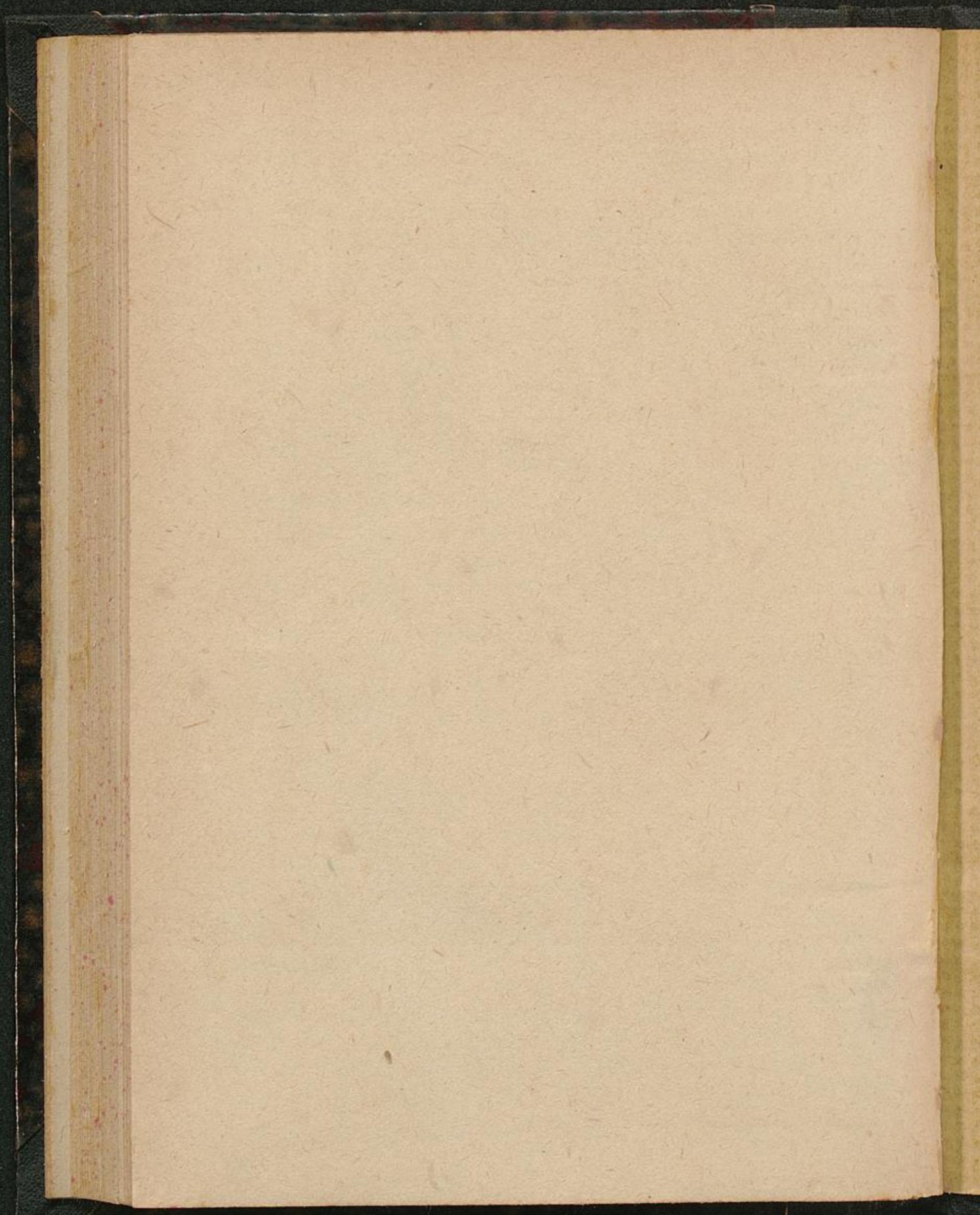
„Lange hast du gebraucht, zu deinem Gott und deinem Selbst zu kommen,“ ließ sich der Abgesandte des Bischofs vernehmen, als sie am Abend zum Sternenhimmel emporschauten.

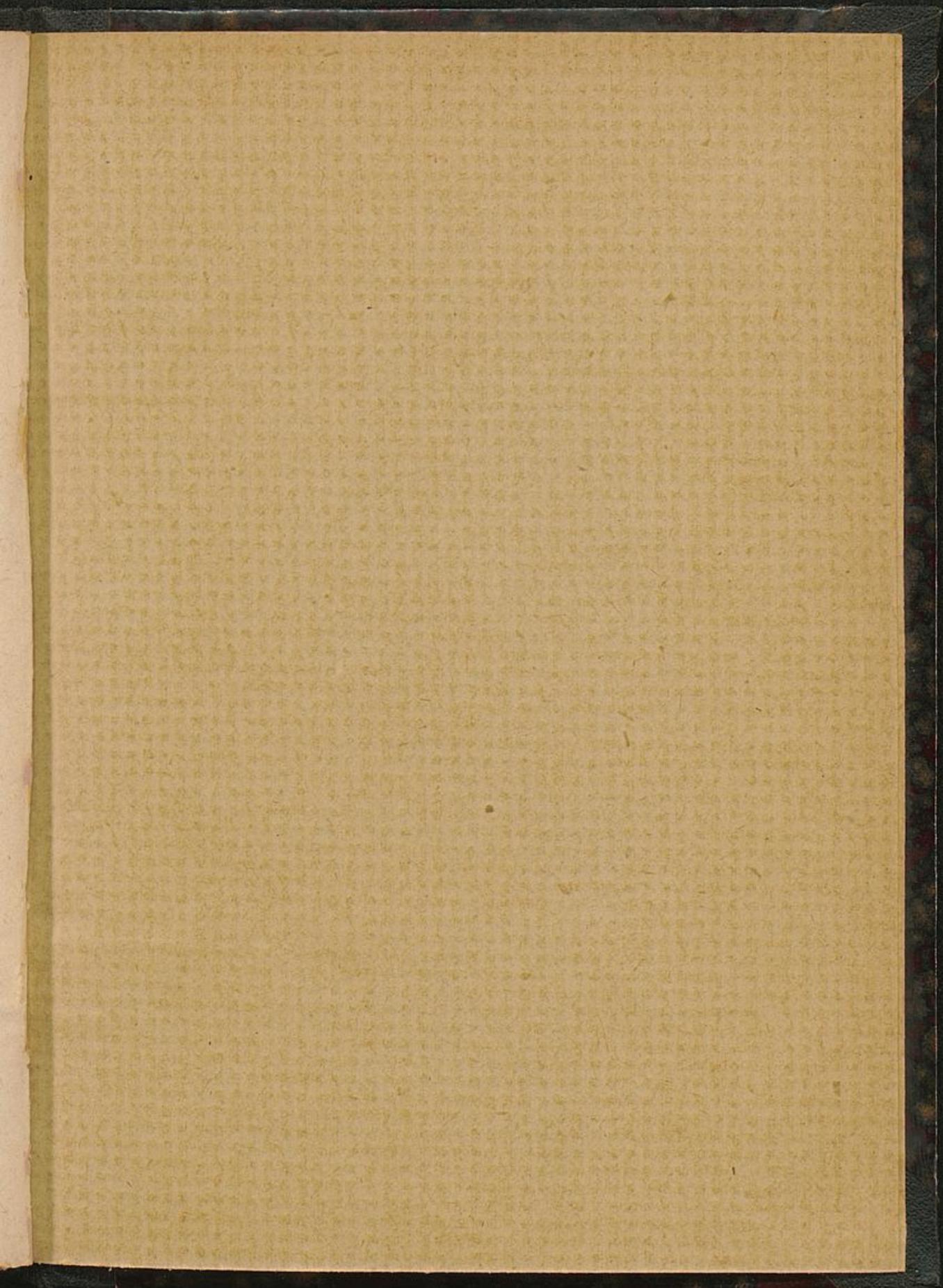
„Der Gott in mir stritt lange mit den alten Göttern, die noch immer in meiner Brust wohnen. Aber sie kämpfen nicht mehr; sie gingen in einander auf. Dort in der Einsamkeit, an den Externsteinen, hab' ich erfahren, wie deutsche Treue und christliche Liebe sich paaren. Möge

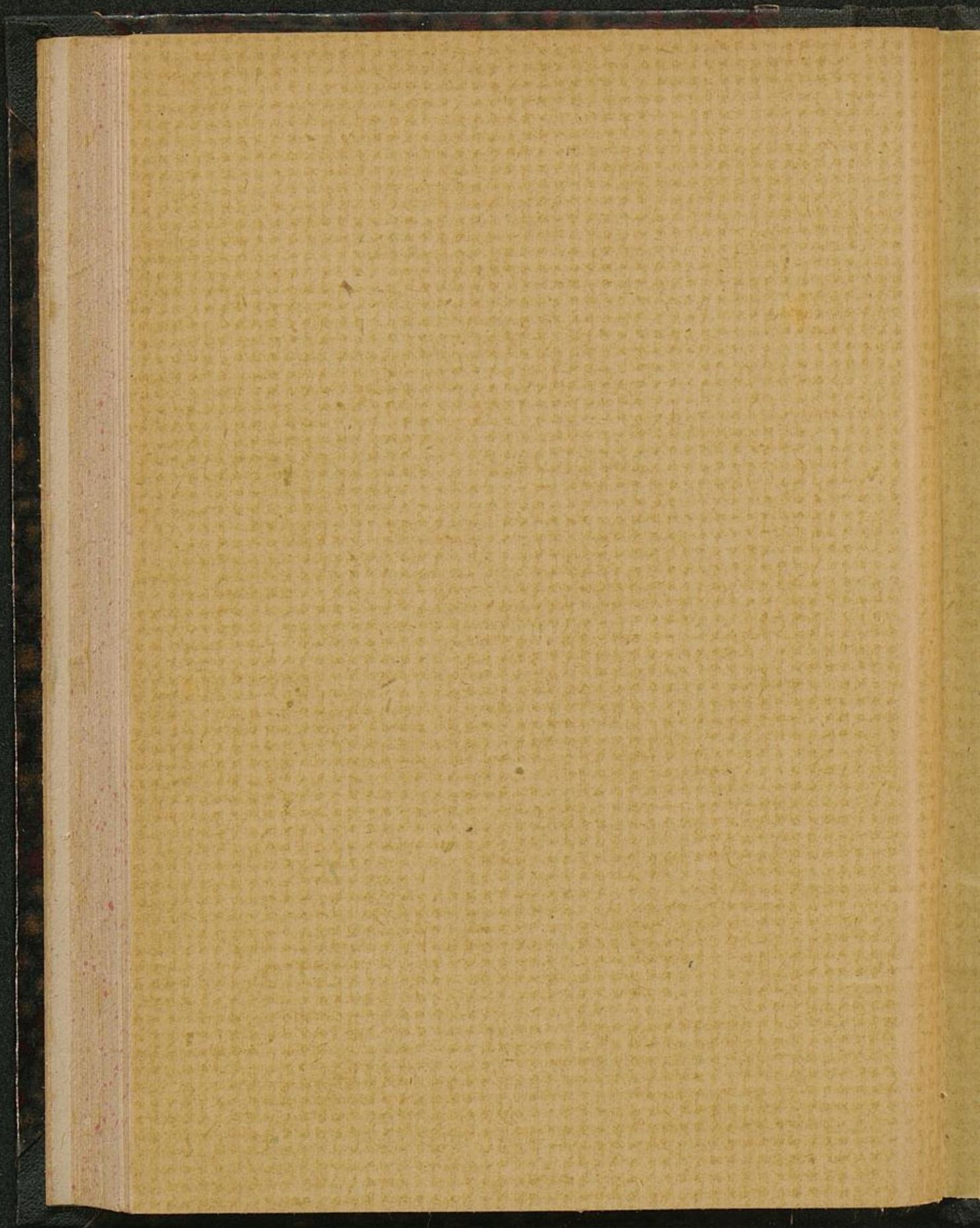
christlich-deutscher Sinn ewig im Vaterlande blühen, bis in die fernsten Geschlechter! Dann wird's gut um uns Deutsche stehen!"

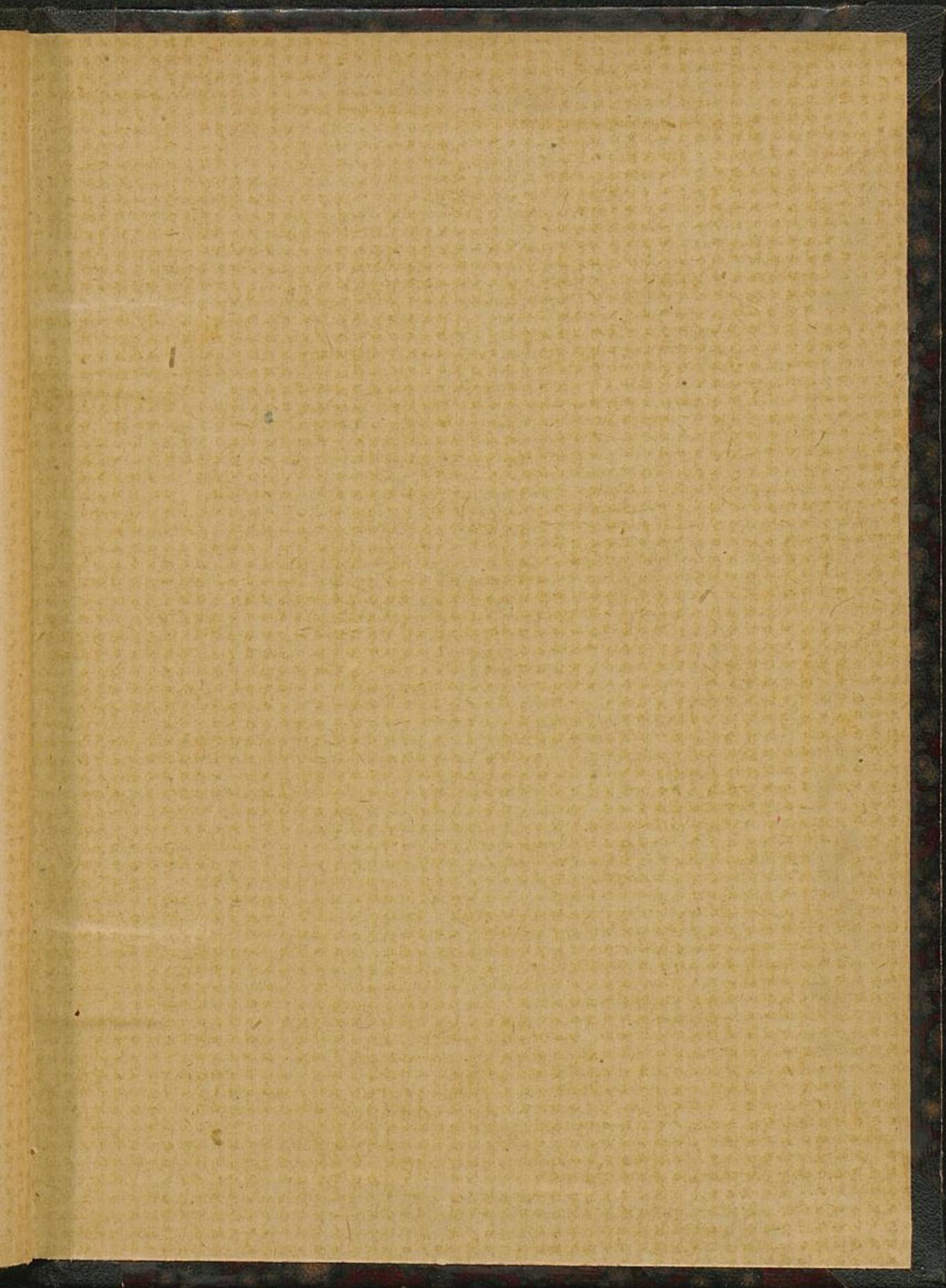
Und als er so sprach, zog, Erfüllung verheißend, ein leuchtendes Meteor über den nachtschwarzen Himmel.

—











03SR3595